

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: 12 (1937)
Heft: 2: Volkssagen aus dem Fricktal

Artikel: Volkssagen aus dem Fricktal. 2, Alte Landschaft Fricktal
Autor: Fricker, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volksfagen aus dem Fricktal

2

Alte Landschaft Fricktal

**Herausgegeben und bearbeitet von
Eraugott Fricker**

1937

Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde und Heimatschutz

Druck der Buch- und Kunstdruckerei A. Fricker, Frick

Münchwilen

62. Verlorene Königskrone auf dem Siflerfeld.

An den langen Winterabenden erzählt man sich in Münchwilen heute noch von der zerfallenen Römerstadt auf dem Siflerfeld und von der verlorenen Königskrone.

Einst stand auf dem Siflerfeld, da wo heute die Eisenbahn mit rollenden Rädern vorübergleitet, eine stolze Römerstadt. Wall und Graben schützten sie, und in ihrem Innern hatte es manch heiligen Tempel und manch vornehmen Palast. Ueber diese Stadt und die ganz Gegend herrschte eine edle Königin. Ruhe und Frieden war den Landen lange Zeit zu Teil und der Wohlstand gedieh.

Eines Tages umwölkte sich der Himmel, und ein wildes Volk drang aus den Bergen des Schwarzwaldes über den Rhein. Mit starken Beilhieben schlugen sie die Tore ein und standen in kurzer Zeit mitten in der Stadt. In kopfloser Hast floh das Volk und mit ihm die Königin. Doch auf der raschen Flucht verlor sie auf dem Siflerfelde ihre Krone. Als die wilden Barbaren, nachdem sie alles verwüstet hatten, wieder abgezogen waren, kehrten die früheren Bewohner wieder zurück. Die Königin ließ jede Ecke der Stadt und jeden Winkel des Siflerfeldes durchsuchen, ihre Krone war nicht mehr zu finden. Seither hatte die Stadt keine Ruhe mehr. Einige Zeit nachher fielen die Barbaren erneut ein, mordeten den größten Teil der Leute und vertrieben den Rest mitsamt der unglücklichen Königin. Die Krone aber ruht immer noch unter der Erde im Siflerfelde, und wer sie findet, dem gehört sie zu eigen.

Mitgeteilt von Hrn. A. Reinle, Stein.

63. D'Sag vom Bruechmattmaiteli.

(Münchwiler Mundart).

D'Tochter vom Ulrich von Homberg isch en usglasses Maitli gsi. Will's derheim id hed welle guet tue, isch es vo den Eltere verstoße worde. I seler Zyt hed si vil frönds Chriegsgjindel of em Siflerfeld ufhalte. Da Maitli isch derno als Lagerdirne zue dene Soldate gange. Doch das Lagerläbe hed em id lang zuegseit. Es isch schwer unglückli worde. I siner Verzweiflig isch es zmitzt i der Nacht vom Lager furt, heizue noch em Homberg hed's es trebe.

Es hed de Weg gnoh dur en einsams Teli zwüsche Eike, Schupfert und Münchwile. Me seit dem Teli de Buschtel. Z'oberst i dem Teli, wo de Bruechmattbrunne zum Berg us chunnt, isch zu selber Zit en tiefe Sumpf oder en Weiher gsi. I de feischtere Nacht und i sim verwirrte Sinn hed si s'Maitli verirrt und s'isch i dem Weiher vertronke. Lüt vo Schupfert händ's gfunde und händ's als Liech usem Wasser zoge.

De Geischt vo dem Maitli hed aber kei Rueh gfunde. Er isch i der Bruechmatt umegwandlet. He und da isch s'Bruechmattmaiteli i Lüte, wo dört verbei sind, erschene. Mit ere feischtere Miene hed's es agreedt: „Was suechsch du do?“, oder: „Was störst du mi? Gang du bis Wägs.“

Es Büebli hed i sine Eltere, wo dört of em Feld gschaffet händ, am Bruechmattbrunne sölle go Wasser hole. Do isch dem Chleine s'Bruechmattmaiteli erschene. E rots Chopstuech hed's trait und e feischteri Miene hed's gmacht. De Chlei hed em gfürcht. Er isch vertloffe. „Muetter, Muetter, si nimmt mi!“ hed er brüelet. D'Muetter isch gschwind zum Brunne here cho, hed aber kei Bruechmattmaiteli gseh.

In ere stille Nacht isch en Ma i der Nöchi bim Bruechmattbrunne verbi gange. Do hed er imene Hag inne öpper fescht ghöre pfnuchse. De Ma isch zum Hag här und hed do drin s'Bruechmattmaiteli gseh. „Helf der Gott!“ hed er em gwöisch. Do hed's Maitli usghört pfnuchse. Es hed e heiter Gesicht gmacht. Es hed em fründli danket und hed gseit: „Du hesch mi erlöst. Sithet hed s'Bruechmattmaiteli niem meh gseh.“

Lehrer K. Suter, Münchwilen.

64. D'Sag vo de Herdmannlene.

(Münchwiler Mundart).

Of em Münchwiler Berg fast z'oberst am Hang gseht me no tiefi Löcher. Me seit ene d'Herdmannlöcher. I der Höhle händ i alte Site chleini Lüt gwohnt. Me hed ene Herdmännli gseit. Die Höhle hed ganz engi Tgäng gha, so eng aß ume d'Herdmännli händ chönne ie und us goh. Aber im Berg inne hed's langi Gäng und wite Stube gha. Ue Gang isch sogar underirdisch bis zum Ri übere gange. S'ind artegi Männli gsi. Si händ de Lüte im Feld und im Wald öppe ghulfe schaffe. I der enren händ d'Schmitter d'Sichle uf em Acker gloh. Ueber Nacht sind dänn d'Männli fließig

gsi. Am Morge wenn d'Lüt of's Feld cho sind, händ d'Männli e schön Stuck gschmitte gha. Wenn d'Bure of em Berg gheuet händ oder händ welle Garbe hole, und es isch e Wetter am Himmel gsi, do sind d'Herdmännli cho go hälfe, as si d'Garbe no troch under Dach brocht händ. Als Entgelt händ die Burelüt dene Männlene e Weihe of en Acker gleit. D'Herdmännli händ d'Weihe gar gern gesse. Si sind of de Bode gesse und s'ältscht vonene hed mit eme schöne Messerli d'Weihe verhaue, as es jedem e Stückli gü hed, und si händ's derno artig gesse.

Der alte Ammännin ihre Großvatter hed Hansjörgli gheisse. De hed emol, woner en zwölfjährige Bueb gsi isch, i dene Herdmännlene zueglueget, wie si d'Weihe verhaue hend. Da Messerli hed em i d'Auge gstoche. Derstohle isch er zue gschliche und hed dem Männli s'Messerli gnoh. Die Männli sind alli ufgsprunge und händ bittet und bättet: „Hansjörgli gib is s'Messerli wieder!“ Aber der hed enes nümme gü. Trurig sind d'Männli übers Feld hei, und überall, wo si Lüt gseh händ of em Weg und im Feld, händ's enes klagt: „De Hansjörgli hed is s'Messerli gnoh und hed's is nümmemeh gü. De Hansjörgli hed is s'Messerli gnoh und hed's is nümmemeh gü.“ Sid säbem Tag hed me z'Münchwile keini Herdmännli meh gseh.

Lehrer K. Suter, Münchwilen.

Schupfart

65. Graf Hirmiger besiegt die Ungarn.

Im zehnten Jahrhundert überschwenmte das wilde Reitervolk der Ungarn fast Jahr für Jahr die deutschen Lande. So kamen sie auch an den Rhein. Nachdem sie St. Gallen und Reichenau geplündert, lagerten sie sich vor dem damals auf einer Rheininsel gelegenen Kloster Säkingen. Da sie keine Fahrzeuge hatten, gelang es ihnen vorderhand nicht, hinüber zu kommen.

Damals herrschte im Frickgau Graf Hirmiger. Auf dem sog. Herrenrain gegenüber der heutigen Dorfskirche in Schupfart soll seine Burg gestanden haben. In aller Stille ließ er die Fricktalbauern aufbieten. In der Gegend von Hermenstal war der Sammelplatz, und von dort brach er mit den Seinigen durch das

„Burstel“ hervor. Es war Nacht, und alles im feindlichen Lager schlief. Beim Vorrücken ließ der Graf die brennenden Fackeln in irdenen Krügen und Töpfen verbergen und diese dann vor den hunnischen Zelten unter gewaltigem Kriegsgeschrei plötzlich zerschlagen. Das Geklirr und Gekessel der zersplitternden Gefäße, die plötzlich erleuchtete Nacht, das irre Fackellicht in aberhundert erhobenen Händen trieb den erschreckten Feind, der sich einem gewaltigen Heer gegenüber vermutete, in eilige Flucht. Von diesem Geräusche wurde die ganze Gegend später die Rüschen geheißten. Ein Teil der Fliehenden ward in den Rhein gesprengt, ein anderer stromabwärts verfolgt. Noch in Rheinfeldern versuchte sich ein Haufe festzusetzen, aber auch hier warf sie Graf Hirmiger hinaus, und das Tor, durch welches sie entrannen, hieß davon früher Hermännlistor, nun aber Fuchsloch.

Nach R. II/252.

66. Das spukende Roß auf dem Webrichgatter.

Auf dem Bettberg zwischen Wegenstetten und Schupfart hatten nach der Sage die Römer vor Zeiten zwei Heerlager, eines auf dem Berg und eines auf dem „Dell“. Später soll dort eine Stadt gestanden sein. (Die Frickt.-bad. Vereinigung für Heimatkunde und Heimatschutz hat dort die Reste einer römischen Villa ausgegraben). Ueber diese Trümmer läuft nachts der Bettbergschimmel. Das ist ein einbeiniges Pferd mit einem Menschenkopf. Ein Reiter in einem blutroten wehenden Mantel und langen fliegenden Haaren sitzt auf ihm. Ein gewaltiges Brausen begleitet die Erscheinung, die vom Waldrande des Tiersteinberges herkommend vorübersegt. Wehe dem Menschen, der in die Bahn des Gespenstes hineingerät! Er wird erbarmungslos überkugelt und in den Straßengraben geworfen. Selbst der stärkste Mann würde ihm nichts anhaben können, und wollte man ihn belästigen, so würde er einem allerlei Schlimmes aus der Zukunft ins Gesicht schleudern.

Der Geist soll der Reiter sein, der früher die Meldungen zwischen den Römerlagern allnächtlich zu bringen hatte und dabei den Tod fand.

Auch am Webrichgatter, in der Nähe, wird zu Zeiten um Mitternacht ein weißer, reiterloser Schimmel gesehen, der lautlos über die Wiesen rennt.

Nach R. II/27.

67. Der Pudelhund.

Von der Bühlmatt zu Schupfart läuft nachts ein gespenstisches Tier, der Pudelhund, oder der Bachpflätschi. Das Gespenst erscheint bald als Hund, bald in der Gestalt einer schwarzen Katze. Es läuft immer den gleichen Weg und verschwindet unterhalb des Dorfes im Bache unter starkem Geplätscher.

Nach R. II/37.

68. Die Rindelenmoor.

Vor vielen Jahren kehrten einmal zwei Schupfarter Bauern in später Nachtstunde von Obermumpf her heim. Auf einmal fragte der eine den andern, ob er die Sau nicht bemerke, die hinter ihnen her fauche und grunze. Mit dem besten Willen konnte aber der Befragte nichts bemerken. Nun fing der andere aus Leibeskräften an zu fluchen und meinte, so das Untier zu verscheuchen, ja, er stieß selbst mit dem Schuh nach ihm. Endlich verschwand das Ungetüm. Der Mann aber verfiel von der Stunde an in ein hitziges Fieber, und sein ganzer Körper schwoll an. Als er nach vielen Wochen wieder aufstehen konnte, war sein rechtes Bein steif und blieb es seiner Lebtag.

Das war die Rindelen- oder Rochelenmoor, ein heißhungriges, grunzendes Schwein, das zwischen Schupfart und Obermumpf sein Wesen trieb.

Nach R. I/100.

69. Der Marcher am Thiersteinberg.

Beim „Marchen“ oder Marksteinsetzen müssen immer beide Landeigentümer zugegen sein, sonst geht es ungerecht zu. Wer in Wald oder Feld unerlaubter Weise die Grenzsteine versetzt, begeht ein schweres Verbrechen, das nicht einmal im Tod gesühnt wird. In Schupfart wird hierüber folgende Geschichte erzählt:

Einst im Herbst gingen zwei Jünglinge von unserm Dorfe auf den Thiersteinberg, um Eibenstämmlin zu schneiden für Geißelstecken. Als sie die Berggasse hinunterstiegen, zog von der Farnsburg herüber ein schweres Gewitter mit Blitz und Donner. Beim Zucken eines Feuerstrahls hörten sie dort oberhalb der Sandgrube plötzlich einen schaurigen Ruf, der wie aus dem Boden hervortönte:

„Haue!“ Bei erneutem Aufleuchten gewahrten sie einen Markstein in der Nähe einer mächtigen Tanne, der zu wackeln begann. „Haue!“ ertönte es zum zweiten und drittenmal wie aus der Tiefe hervor. Angsterfüllt sprangen die beiden Burschen heim und erzählten Vater und Mutter von ihren Erlebnissen. Auch der Ortspfarrer wurde hievon in Kenntniss gesetzt. Dieser riet den Beiden, sie sollen abends zur Betzeit in den drei höchsten Namen eine Rütthaue (Hacke, die man beim Marchen braucht) an den Ort legen, wo sie den vermeinten Ton gehört haben. Dies geschah. Als sie am folgenden Abend sich wieder zur Stelle fanden, um zu sehen, was geschehen war, lag die Haue beim Markstein, der nun wohl um zwei Meter seitlich seinen Platz gewechselt hatte; im Halm oder Hauenstiel sah man zwei schwarz eingebrannte Händeabdrücke. Der Markstein saß fest und wackelte nicht mehr, auch die geheimnisvolle Stimme ließ sich nicht hören. Der ehemalige Betrüger wird Ruhe gefunden haben.

Dolksmund.

Stein

70. Ruheloser Selbstmörder bei der Säckinger Brücke.

Zu Hornussen lebte einst ein Mann, der zwar fleißig zur Messe ging, täglich den Rosenkranz betete, dem Pfarrer und Kaplan in allem folgte, der weltlichen Obrigkeit aber wenig nachfragte. Wegen wiederholtem Ungehorsam ließ ihn zuletzt das Amt vier Tage einsperren. Da man ihn wieder aus der Haft entließ, wandelte ihn eine solche Scham vor den Leuten an, daß er sogleich dem Rheine zulief und sich hineinstürzte. Ein bekannter Schiffer, der ihm auf dem Wege begegnet war, hatte aus seinem trüben Gesichtsausdruck nichts Gutes geschlossen und war ihm nachgegangen; als er den Fluß erreichte, sah er eben noch, wie der Unglückliche im Wasser mit dem Tode rang; er hatte ein am Ufer stehendes Tannenbäumchen zu fassen versucht. Dieses riß aus und blieb ihm in der Hand; damit versank er.

Einige Jahre später fuhr dieser Schiffer eines Abends in der Dämmerung mit seinem Weidlig von Sisseln rheinabwärts. Wie er auf die Höhe des Gallusturmes kam, fühlte er auf einmal, wie sein Fahrzeug plötzlich emporgehoben wurde. Dann tauchte vorne,

an der Schnauze des Schiffes, ein Tannenbüschel aus dem Wasser, versank und tauchte wieder auf, von einer Menschenhand krampfhaft umklammert. Sogleich erinnerte sich der Mann an den Unfall, der hier seinem Bekannten das Leben gekostet hatte, und voll Mitleid rief er: „Ach Gott, was muß man tun?“ Da antwortete ihm eine ferne dunkle Stimme aus den Wellen:

„Sechs Jahr am Lebe verlore,
und sechs Jahr im Wasser verfröre.“

Es waren genau sechs Jahre seit jenem Unfall.

R. I/38.

71. Der Jäger am Bruchmattbrunnen.

An einem heißen Sommertage waren Schnitter zwischen Eiken und Münchwilen auf dem Felde. Bei dem glastenden Sonnenbrande bekamen sie Durst und schickten ein junges Mädchen mit einem Krüge zum Bruchmattbrunnen, um Wasser zu holen. Das Mädchen eilt, kommt zum Brunnen, neigt sich darüber und füllt den Krug. Wie es sich wieder erhebt, steht dicht vor ihm ein Jäger und betrachtet es schweigend. Er trägt ein grünes Kleid und ein rotes Hütchen. Das Mädchen erschrickt und wagt nicht, ihn anzureden, und das war ihr Glück; denn wie sie zu den Schnittern zurückkommt, hat sie einen geschwollenen Kopf, bekommt Fieber und muß nachher noch wochenlang das Bett hüten.

R. I/210.

Eiken

72. Dom Chinzaldenjoggeli.

Zu Ende des 17. und Anfang des vorigen Jahrhunderts, als das Fricktal noch zu Oesterreich gehörte und in den Gemeinden Stabhalter oder Dögte das Regiment führten, da hatte auch Kaisten seinen Stabhalter. Diese Stelle war nicht von der Gunst der Bevölkerung abhängig, sie war teilweise erblich, und es wurde bei einmal gewählten Beamten keine Erneuerungswahl vorgenommen. Der Stabhalter führte kein Protokoll und schaltete in der Gemeinde nach Willkür.

War nun der Stabhalter ein harter Mann, der es hauptsächlich auf Aeuffnung seines Vermögens abgesehen hatte, so war die Bevölkerung doppelt schlecht gestellt. Die Sage schildert uns den damaligen Stabhalter von Kaisten als einen Mann von der soeben geschilderten Sorte. Er hatte sich hauptsächlich in den Dienst der Werber gestellt und lieferte denselben gegen fette Belohnung Soldaten aus seinen Untergebenen. Ein Familienvater, der schon an die Werber verkauft war, soll sich aus Verzweiflung von der Säckinger Brücke in den Rhein gestürzt haben. Noch lange nachher will man an dieser Stelle ein Lichtlein gesehen haben. Eine Lieblingsbeschäftigung des Stabhalters war jedoch die Jagd. Mit großen Hunden durchstreifte er von Kaisten aus die Waldungen des Kinzes. Sein Uh-tä-tä und seine schrillen Pfiffe sollen weithin vernehmbar gewesen sein. Als er nun eines Morgens wieder zur Jagd auszog, soll ihm ein Weib an einem Brunnen prophezeit haben, daß seine Zeit abgelaufen sei und man ihn heute noch auf einem Karren bringen werde. Hohnlachend ging der Stabhalter seinem Waidwerke nach und hatte auch schon allbereits die Runde in den Wäldern des Kinzes vollendet, als er oberhalb Eiken, während die Glocke Mittag läutete, auf einen Hasen anlegte. Der Schuß krachte — und der Stabhalter fiel tot über die Mauer, die er sich als Anschlagsposten auserwählt hatte. Wie jene Frau vorausprophezeit hatte, wurde der durch schwarze Käferchen bedeckte, schwarz aussehende Stabhalter auf einem Karren nach Hause gebracht. Sofort nach der Beerdigung soll er nun sein Unwesen im Haus und hauptsächlich auf dem Kinz begonnen haben. Sein Uh-tä-tä und seine Pfiffe sollen nächtlicherweis wie zu seinen Lebzeiten im weiten Umkreis hörbar gewesen sein. Von den Umwohnern wurde er kurzweg Kinzhaldenjoggeli genannt. Die geflügelten Worte: „Dr Chinzhaldejoggeli jagt“, dienen noch heute mancher Mutter als Hilfsmittel, ihre Kinder nach Desperzeit ans Haus zu fesseln. Der „Chinzhaldejoggeli“ soll zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem Kapuziner gebannt worden sein. In einer Flasche soll er den Unhold auf den Feldberg getragen haben; da die andern Geister ihn nicht gelitten hätten, so wäre er wieder zurückgekehrt. Bei einer zweiten Verbannung wurde ihm das Recht eingeräumt, jedes Jahr sich wieder einen Hahnenschritt seinem Heimwesen nähern zu dürfen.

E. J. 35. (So wird die Sage in Eiken erzählt. Vergleiche Nr. 28).

73. Die Herkunft des Dorfnamens.

Den Namen Eiken leiten die Dorfbewohner von den großen Eichenwäldungen ab, worin früher die Bevölkerung so dünn verteilt gewesen sei, daß man ein großes Stück Land um eine Speckseite kaufen konnte. Eine andere Sage sucht den Namen anders zu erklären. Die Hauptzelge der Gemeinde heißt Bleien. Hier am Bache sollen vor Zeiten Hammerschmieden und Eisenschmelzen gestanden haben. Noch heute deuten Eisenschlacken im Boden darauf hin. Der Aufseher, der über dieses Gewerk gesetzt war, war hart und plagte seine Arbeiter bis aufs Blut, bis sie ihn schließlich in den Hochofen warfen. Damit war das Unternehmen zu Ende.

R. II/236.

74. Buboo auf Muniwolf.

Zur Zeit des Schwedenkrieges hatte der Feind sein Zeltlager auf dem Siflerfeld bei Eiken aufgeschlagen. Südlich davon zieht sich ein Tälchen, das Burstel, gegen Schupfart hin. An dessen Ende befindet sich ein Hügel, der Brom oder Muniwolf. Hier stand vor Zeiten ein Schloß. Längst sind alle Spuren davon verschwunden. Eine weißgekleidete Jungfrau hütet dort die vergrabenen Schätze und geht, die Haare strahlend, bis zum Talbrunnen hinunter. Von Zeit zu Zeit ruft sie mit hohler Stimme: „Buboo, Buboo“. Unter diesem alten Kriegsruf sammelten sich in jener Zeit die Eikerbauern unter dem Banner ihres Schloßherrn auf Muniwolf. Entrüstet sahen sie, wie ihre Felder von Feindeszelten bedeckt waren, und brachen dann unter seiner Anführung mit furchtbarem Geschrei von der Waldhöhe ins Schwedenlager herab. Der Feind konnte ihre geringe Zahl, wie sie aus dem engen Tale hervorbrachen, nicht ermessen, er hielt sie für den Vortrab einer ganzen Armee und flüchtete in Eile über den Rhein in den Schwarzwald. Die Eiker aber erbeuteten das ganze Lager. Noch heute findet man in jener Gegend Waffen und Kriegergräber.

R. II/374.

75. Erdmännlein auf dem Kinz.

Wie eine in Urtagen zerfallene Burg muten die zusammengebrochenen Höhlen und Gänge auf dem Kinz den einsamen Wanderer an. Dort hausten in alten Zeiten Erdmännlein. Sie waren

gütige Helfer der Menschen und halfen ihnen beim Pflügen, mähten das Gras, halfen beim Bau der Häuser und schleppten ihnen das Brennholz in die Wohnungen, ja, sie brachten ihnen aus der Bergtiefe Eisen und schmiedeten daraus Geräte und Waffen. Doch die Habgier und der Unverstand bewogen die Leute, in die Höhlen der Männchen einzudringen und zu rauben. Da verschwanden die kleinen Gesellen aus der Gegend und wurden nie mehr gesehen.

E. J. 29.

76. Das Dorfbüsi.

In Eiken herrschte früher ein gräßliches Gespenst, Dorfbüsi genannt. Dieses trieb sich zur Advents- und Fastenzeit nachts auf allen Straßen und Fußwegen des Dorfes herum. Gewöhnlich hatte es die Gestalt einer schwarzen Katze, bald aber auch diejenige eines langhaarigen Hundes. Heute leben noch solche, die sogar über dieses Ungetüm gefallen sein wollen. Das Gespenst ist auch unter dem Namen Dollenweidgeist bekannt.

E. J. 29.

77. Brennende Männer zwischen Eiken und Geshgen.

Wer einen Markstein ungerechterweise versetzt, muß nach seinem Tode als Brünnlig seine Strafe abbüßen. So der alte Volksglaube. Solche Gespenster wurden früher häufig auf den Feldern zwischen Eiken und Geshgen gesehen. Sie zogen von Markstein zu Markstein, flackernd und Iodernd. Auf den Schmähruf:

Brünnige Ma chum,
De bisch mer viel z'dumm,
De muesch e wißis Hüetli ha
Und es rotis Bündeli dra,

eilten sie auf den Rufenden zu, der schleunigst das Weite suchte.

Nach E. J.

78. Der Hexentanz im Mooswalde.

Auf der Westseite des Seckenberges standen vor Zeiten drei mächtige Eichen. Heute sind sie schon längst gefällt; aber um ihren alten Standpunkt zieht sich noch ein weiter Ring, der frei von Gras und Gestrüpp ist. Es ist ein Hexenring, und niemand getraut sich, ihn zu betreten. Oftmals hatten die Weidhuben, die früher bei

ihrem Vieh nachts hüten mußten, gesehen, wie die Hexen an den drei Eichen zusammenkamen, zechten und schmausten und dann im Kreise, eine hinter der andern, um die Bäume tanzten. Eine berauschte Tanzmusik erklang dazu, und die wunderlichsten Gerichte wurden aufgetragen, bis der Tag anbrach; dann hatte die Wirtschaft plötzlich ein Ende. Einstmals standen zwei Burschen zusammen unter diesen Eichen, als plötzlich ein sonderbares Geräusch über ihnen losbrach. Der eine lief davon, der andere erkletterte einen Baum in der Nähe. Nach und nach rückten nun die Hexen an, tanzten und zechten. Ganz zuletzt kam noch eine Steinalte angefahren. Weil sie sich verspätet hatte, fielen die andern über sie her und verprügelten sie nach Noten.

R. II/176.

79. Das schwere Kind am Seckenberg.

Im Dorfe Frick hatte einst ein Handwerker einen Lehrjungen mit Namen Hauswirth. Er hatte schon oft Schläge bekommen, weil er des Meisters Kinder nicht hüten wollte. Eines Tages schickte ihn die Meisterin in den Wald, um Leseholz zu sammeln. Als er nach einiger Zeit auf dem Seckenberg oberhalb Eiken ausruhte, hörte er auf der andern Seite des Grabens ein Kind wimmern. Der meisterlichen Schläge eingedenk, rührte ihn das jedoch nicht. Als er aber endlich doch aufstand und heim wollte, sah er wirklich drüben im Graben ein wunderhübsches Kind liegen, das ihm augenblicklich das Herz bewegte. Er wollte es aufheben; aber es gelang ihm trotz aller Mühe nicht. Zuletzt war es ganz verschwunden, und er stand allein im Graben. Großer Schreck ergriff ihn. Er wurde von der Zeit an daheim immer stiller und starb jung.

Dieses Kind soll den Erdmännlein gehören oder von ihnen den Menschen gestohlen worden sein. Wenn es erscheint, kündigt es den Tod dessen, der es erblickt, deutet aber auf ein fruchtbares Jahr.

R. I/273.

Deschgen

80. Die Sage vom Fronfastenweibchen.

(Schüleraufsatz)

In früheren Zeiten, als man an den langen Winterabenden noch selbst das Spinnrad drehte und die Leute abwechslungsweise

bis spät in die Nacht beim Kienspan oder Oellämpchen, bald in diesem, bald in einem andern Hause beisammen saßen, durften die Frauen nur bis nachts 10 Uhr spinnen. Da war auch eine Frau, die über diese Zeit arbeitete. Gegen halb 12 Uhr ging die Stubentüre auf, und zum großen Schrecken der Frau kam das Weibchen herein, sah arg erzürnt auf die zitternde Frau und mit geisterhafter Stimme übergab sie ihr drei leere Spulen. Sie sagte, diese müssen bis zum ersten Glockenschlag der Mitternachtsstunde bis zum Rand voll gemacht sein, sonst werde sie lebend zur Hölle fahren. Die Frau, in Angst, rief Gott um Hilfe an und spann darauf los, und siehe, beim ersten Glockenschlag kam das Weiblein wieder. Schon glaubte sie sich der Beute sicher; doch die bedrängte Frau war eben mit der letzten Spule fertig geworden. Schweißtriefend übergab sie dem Weiblein die gefüllten Spulen und gelobte im Herzen, nie mehr an diesen Tagen ein Spinnrad anzurühren. Das Weibchen war nur klein, hager, mit langen dünnen Fingern, mit unheimlich großen Augen und Zähnen. Es muß als Strafe für eine begangene Untat in den Fronfastentagen sein Unwesen treiben.

81. Kinzhaldenjoggeli.

(Schüleraufsatz)

Es gingen einmal zwei Frauen nach Murg, um Eier und Butter zu verkaufen. Da kehrte die eine nach Hause. Sie wartete nicht, bis die andere fertig war. Es wurde fast Abend, bis die zweite verkauft hatte. Als sie über die Fähre kam, fürchtete sie sich. Durch den Wald rannte sie in einem fort. Dabei verlor sie noch ihr Geld. Da weinte sie sehr. Auf einmal, in der Kinzhalde, stand ein kleiner Mann wie ein Zwerg vor ihr und fragte, warum sie weine. Sie habe ihr Geld verloren, und es sei bald finster, und sie finde den Weg nicht mehr nach Hause, entgegnete sie. Da sagte das kleine Männlein, sie solle ihm helfen, die Kohlen aufzulesen. Er zeige ihr dann den Weg, und sie half ihm. Sie hatte bald eine ganze Schürze voll aufgelesen. Als sie fertig war, befahl er, sie solle die Kohlen mit nach Hause nehmen, sie könne sie vielleicht brauchen. Als sie nach Hause kam, wollte sie die Kohlen ausschütten. Da waren es lauter Goldstücke. Sie hatte eine große Freude. Am andern Morgen fragte die Frau die andere, warum sie ihr nicht gewartet habe, und erzählte, wie gut es ihr gegangen sei. Da reute es die andere Frau. Das

Männlein war ihr nämlich auch begegnet; aber es war ihr zu dumm gewesen, Kohlen aufzulesen.

(Vergleiche Nr. 28 und 73)

Erdmännli am Lenzenstieg.

(Schüleraufsatz)

Außerhalb des Dorfes, Richtung Warthöfe, ist am Wege ein großer, tiefer Graben; er heißt Lenzenstieggaben. In diesem Graben sollen früher Erdmännli gewohnt haben. Sie halfen den Leuten arbeiten. Wenn die Leute am Abend noch eine Arbeit anfangen, so war sie am Morgen beendigt. Nicht weit von diesem Graben hat es viele Aecker und Wiesen, und wenn der Bauer am Abend, ohne den Acker fertig zu pflügen, heimging und am Morgen wieder kam, um die Arbeit fortzusetzen, fand er alles schon fertig. Aber leider sind die Zwerge heute verschwunden. Warum? Die Leute waren den guten und fleißigen Erdmännli nicht dankbar, und unzufrieden, wenn sie einem mehr Arbeit verrichteten als dem andern. Und seitdem zwei Bauern deshalb zankten, sind sie spurlos verschwunden.

Frick

82. Die Große Glocke.

Dor Jahren hing im Kirchturm zu Frick noch die alte Große Glocke mit der Jahrzahl 1455 auf ihrem Mantel. Das Volk behauptete von ihr, daß sie aus Silber gegossen sei. Heute hat sie einer neuen Stimme Platz gemacht. Der volle schöne Ton der alten Glocke sollte alle Wetter vertreiben, daher unterlegte man ihr den Reim:

Susanne, Susanne,

Alli Wätter durh gange.

Als im 30-jährigen Krieg die Schweden im Lande waren, holten sie alle Glocken von den Türmen und gossen sie zu Geschützen um. In gleicher Absicht kamen sie auch nach Frick. Schon hatten sie die kleinste Glocke aus dem Schalloch geworfen, da machten sie sich auch an die große. Doch die Oeffnung war zu eng; deshalb machten sie sich daran, das Schalloch auszubrechen. Da kam in vollem Zorn ein Bauer vom Kornberg herabgerannt und schrie, immer

zurückwinkend: „Noh, noh!“ Die Plünderer fürchteten einen plötzlichen Ueberfall und entliefen. Die Große Glocke war gerettet.

Wie man in Oberfrick erzählt, soll der Mann die Glocke geläutet haben, während die Schweden im Turme waren, diese, erschreckt, wollten fliehen, entdeckten aber den Betrug und verfolgten den Bauern gegen den Kornberg. Als dieser keine Rettung mehr sah, erkletterte er einen hohlen Baum und kroch von oben in die Höhlung hinab, wo ihn die Verfolger nicht fanden. Da unterdessen eine kaiserliche Streife im Tal auftauchte, verließen die Schweden den Ort, unter Zurücklassung der Großen Glocke. Der mutige Frikker Bauer aber konnte nicht mehr aus dem Baum herauskriechen und kam elend darin um. Nach vielen Jahren fand man sein Skelett. Seit der Zeit wird in Fric allen Mannspersonen zu Ehren ihrer Herzhaftigkeit mit der Großen Glocke übers Grab geläutet.

Volksmund und R. II/378.

83. Der diebische Trottengeist.

An der Landstraße, mitten im Marktflecken Fric, liegt die altersgraue Trotte. Fast feindlich blickt sie in die Welt hinein, die sie ihrer Bestimmung enthoben hat, und nachts, wenn die letzten gleißenden Autos vorbeigeflüht sind, träumt sie von den alten Zeiten, als in ihrem Innern die Kelter knirschten und der gelbe Most aus dunkeln Röhren schoß. Doch dann schlurft es auf einmal auf den Stiegen, mit schwerem Schritt. Eine unheimliche Gestalt durchschreitet das Innere. Ein tiefes Stöhnen läßt sich hören, das ist der Trottengeist. Vor langen Jahren war er das gefürchtetste Gespenst der Gemeinde Fric.

Einst kam ein Mann um Mitternacht an der Trotte vorbei. Er hatte vergessen, sich vorher mit Weihwasser zu besprengen. Auf einmal stand vor ihm eine riesenhafte Gestalt, in der einen Hand einen fürchterlichen Spieß, auf dem Kopf einen Dreiröhrenhut und einen prallen Wadsack umgeschnallt. Der Mann fiel vor Schrecken in Ohnmacht und wurde am Morgen bewußtlos aufgehoben. Sein Kopf war wie ein Kürbis aufgeschwollen, die Augen standen blutigrot aus dem Kopfe, und er atmete, als läge der ganze Homberg auf ihm.

Vor Zeiten getraute sich niemand, in später Nachtzeit in der Gemeindetrotte Trauben zu pressen. Ein häßlicher, hagerer Mann schüttete den Arbeitenden Wasser in die Bockten oder stellte ihnen

das Preßbrett falsch. Wehe dem, der ihm das wehren wollte! Sein Kopf schwoll an wie eine aufgeblasene Kalbshaut, und die Haut wurde krebsrot. Die Kinder bekreuzten sich fleißig und eilten scheu an der Trotte vorbei, wenn sie am Abend noch schnell zum Krämer mußten, um Kaffee zu holen.

Doch nicht nur in der Trotte hauste das Gespenst, auch die Nachbarschaft belästigte es mit seinen Streichen. Im Sommer holte es die schönsten Kirschen von den Bäumen, schüttelte im Herbst die saftigsten Birnen und die goldgelbsten Äpfel mit frecher Hand herunter, ja, selbst die Weihnachtsnüsse und die Palmäpfel holte es aus der Obstkammer, und was es nicht stahl, das ruinierte es noch. Es warf die Ziegel von den Dächern, würgte die jungen Hühner ab, schlug die Scheiben ein, machte die Schweine krank und plagte das Vieh dergestalt, daß sie in jedem Stalle einen Schaf- oder Ziegenbock halten mußten.

Es erschien in vielerlei Gestalt. Als roter Hund mit baumlangem Schweif kam es mit großem Geplätscher, wie wenn vier Pferde in der Schwemme wären, den Bach hinauf bis zur Löwenbrücke, hockte darunter und ließ niemand vorüber, verschwand aber auf einmal wieder unter der Laube eins benachbarten Hauses, wo es sich nächtelang vor die Türe legte. Ein andermal ritt durch den Feihalterbach ein Mann mit Dreispizhütchen, Degen und einem langen Mantel, auf einem Schimmel. Sein Weg führte immer von einem Haus im Hinterdorf bis hinab zur unteren Trotte. Beim Zollhaus an der Brücke ritt er dann als wachhabender Offizier auf und ab. Einst ging ein Wilderer morgens vor Tag auf den Anstand und kam durch die Baumgärten des Dorfes an diese Stelle. Er schleppte ein großes Schinkenbein mit sich, das er den Füchsen als Luder legen wollte. Hier stand plötzlich der Schimmelreiter vor ihm. Das schäumende Roß bäumte sich vor dem erschrockenen Wildschützen hoch auf, als wolle es ihn zu Boden treten. Der Reiter aber riß sein Pferd auf einmal rasch herum, und der Jäger kam mit dem Schrecken davon.

Im Dorfe gilt er auch als guter Wetterprophet. Sobald das Wetter ändern will, bläst er der Hebamme das Feuer auf dem Herde aus oder fährt brennend aus dem Schornstein.

Kein Wunder, daß man diesem oft gefährlichen Geiste einst energisch zu Leibe gehen wollte. Ein Kapuziner bannte ihn nach vielen Gebeten und Beschwörungen. Schon trugen ihn vier Männer in einem Kupferkessel auf einer Bahre in den Wald. Betend

gingen die Kapuziner hinterher. Die Last wurde immer schwerer, bis schließlich einer der Träger leise zu seufzen begann: „Daß dich der — —!“ und wie vom Sturmwind ergriffen flog der Kessel in die Höhe — wohin, weiß niemand. Der Geist aber hatte wieder seine alte Wohnung bezogen und tat ärger als zuvor.

Dolksmund und R. II/30.

84. Der Alte auf dem Ebnet.

Ein Oberfricker Bursche half einst zur Winterszeit seiner Patin in Frick beim Dreschen. Vor dem Heimgehen reichte ihm die besorgte Witwe allabendlich das Weihwasser; denn es war nicht geheuer auf dem Ebnet zwischen Frick und Gips. Einmal aber vergaß sie es, und der junge Bauer trottete gemächlich auf verschneitem Pfad seinem Dorfe zu. Da auf einmal stand mitten auf dem Wege eine riesenhafte Gestalt. Ein mächtiger Dreispiz, tief in die Stirne gedrückt, verdeckte die funkelnden Augen, und ein weiter Mantel flatterte gespenstig im Wind. Der junge Mann trat erschreckt zur Seite; doch kaum hatte er den Weg verlassen, so wurde er von dem Alten zu Boden geworfen und überkugelt. Darauf verschwand die Gestalt. Der Bursche aber trug 14 Tage lang einen geschwellenen Kopf umher.

Dolksmund.

85. Die Barakenfrau.

Im Seckenberg, einem Walde nordwestlich von Frick, erblickt man oft am hellen Tage eine Frau, die vom Volke die Barakenfrau genannt wird. Sie trägt einen roten Tschopen, wie früher die Frauen auf dem Lande, einen roten Rock und einen Schinhat aus gespaltenen Weidruten geflochten. Am linken Arm hängt ein Armkorb, in der Rechten führt sie einen Stecken. Bisweilen trägt sie auch ein Bündel Rebreiser auf dem Kopfe. Kommt man ihr nahe, so verschwindet sie plötzlich. Wer sie erblickt, irrt stundenlang umher und findet nur mit Mühe den Heimweg wieder.

Dolksmund und R.I/59.

86. Die nächtliche Jungfrau auf dem Ebnet.

Da, wo heute die Schulhäuser von Frick stehen, führte vor Zeiten ein einsamer Fußweg nach Gips. Hier wurde oft ein Mäd-

den gesehen, das kniend, in alter Fricktaler-Tracht, zu beten schien. Ein alter Gipfer Bauer sagte einst den Mut, es anzureden. „Ich kniete einst nicht nieder vor dem Sakrament, als der Priester es zu einem Kranken trug; drum muß ich hier auf Erlösung harren,“ war die Antwort.

Volksmund.

87. Der Sandgrubengeist.

Am westlichen Abhang des Frickberges lag früher eine Sandgrube. Dort ließ sich zu Zeiten, als man das Vieh noch auf die Allmende trieb, oft ein Mann sehen, der einem Viehhändler glich, er hatte eine Geißel über die Achsel geschwungen und trieb das Vieh weg. Oft nahm er vor den Augen der erstaunten Weidbuben die Gestalt eines Pferdes an. Wollten sie es fangen und ihm den Zaum anlegen, schwoh es riesenmäßig an, daß die Buben erschreckt das Weite suchten. Kam jemand früh vor Tag, d. h. vor dem Betzeitläuten auf die Allmend, führte ihn der Geist in die Irre. So fand sich einmal ein Mann am Morgen im Todtmoos im Schwarzwald mitten in der Kirche, als er glaubte, er sei noch immer auf der Wiese und suche seine Rinder.

R.II/22.

88. Die Erdbiberli auf dem Frickberg.

In den Waldungen am Frickberg erblickt man kleine Höhlen, die schön der Ordnung nach in den Felsen gebrochen sind. Das sind die Taglichter der Erdbiberli. Bei Tag erblickte sie zwar niemand, wenn aber in der Dämmerung, spät am Abend, ein Bauer oder eine fleißige Bäuerin noch mit dem Einbringen der Garben oder sonst mit einer Arbeit beschäftigt, kamen die kleinen Leute aus ihren Felshöhlen herunter und halfen ihnen. Auch ins Dorf hinunter wagten sie sich an den Winterabenden und halfen raiten oder Flachs spinnen. Heute sind sie ausgezogen, weil vorwitzige Leute ihnen Asche in die Höhlen hineingeworfen haben.

Volksmund und R. I/274.

Gipf-Oberfrick

89. Der Höhlenhund.

Unterhalb Gipf liegt ein ehemaliger Hohlweg, den man die Höhle nennt. Dort liegt in vielen Nächten der Höhlenhund oder das Höhlentier und plagt verspätete Wanderer, die über das Ebnetfeld ihrem Dorfe zustreben.

Zur Schwedenzeit sollte einmal eine Stafette von Wölflinswil her nach Frick ins Quartier eine Meldung bringen. Unterhalb Gipf hielt der Reiter ratlos stille. Er stand an einer Weggabelung, es war noch stockdunkel, und er wußte nicht, welche Richtung er einschlagen sollte. Da hörte er von einer Scheune her das Pochen eines Dreschflegels, er schlug mit der Faust ans Tor und befahl zu öffnen. Als der Bauer mit dem Dreschflegel in der Hand heraustrat, befahl er ihm barsch, unverweilt sein Roß am Zügel zu nehmen und ihn nach Frick zu geleiten. Der erschrockene Bauer gehorchte. So kamen beide in der Dämmerung zu jenem Graben unterhalb Gipf, den man Höhle nennt. Hier spukte schon damals das Höhlentier, wenn man vor dem Betzeitläuten die Stelle passieren wollte; deshalb ließ der Bauer die Zügel los und trat zurück um zu sehen, wie der Schwede über den verrufenen Platz kommen möge. Allein dieser vermutete eine Arglist, und es kam zwischen beiden zu einem Streit. Da der Schwede drohte und zur Waffe griff, schlug ihn der Bauer, kurz entschlossen, mit dem Dreschflegel tot.

Seither muß der Getötete an der Stelle spuken. Unbeweglich liegt quer über die Straße ein mächtiger schwarzer Hund; lodernde Augen, wie Pflugsräder so groß, gloßen aus seinem Kopf. Unversehens stolpert man an ihm. Wehe dem, der ein Wort sagt oder gar mit dem Stock nach ihm schlägt; maltergroß schwillt sein Kopf an und wird rot wie ein Feuermohn. Oft trottet er nachts durch das Dorf hinauf bis zur Kapelle; dort wendet er sich auf den Weg gegen den Tiersteinberg und verschwindet plötzlich. Einem Schneider, der vor Jahren oft vom Kornberg her ab der Stör kam, soll er öfters den Ellstecken unter dem Arm hervorgezogen haben.

Zu gewissen Zeiten erscheint der Geist auch als hagerer, langer Mann mit einem grauen, breitrempigen Wollhut auf dem Kopfe. Mit heftigem Brausen, wie ein Sturmwind, fährt er gegen die Leute und reißt ihnen die Hüte weg. Vom Wegkreuz an hockt er ihnen

auf den Rücken und läßt sich bis zu den ersten Häusern des Dorfes tragen.

Einmal wollte ein Fricker Bauer, der in Oberfrick etwas zu tief ins Weinglas geguckt hatte, zu später Nachtstunde über das Ebnet heim. Bei der Höhe stach ihn der angetrunkene Mut, und er forderte den Geist heraus: „Chumm, wenn d' öppis bisch, du Ch . . .“ Da stand plötzlich vor ihm ein riesengroßer Geistlicher in einem langen Schwarzrock, das Lappchen um den Hals und einen Dreispitz auf dem Haupte, wie die Ortspfarrer vor zweihundert Jahren einhergingen. In der Angst bekreuzte sich der Mann, und der Geist verschwand augenblicklich wieder, ohne den Bauern zu belästigen.

R. II/32.

Gagenkranz um Homburg-Tierstein

90. Untergang der Homburg.

Als im Jahre 1356 bei dem großen Erdbeben die Stadt Basel und viele Burgen des Siß- und Frickgawes zusammenstürzten, da brachen auch die beiden Fricktaler Grafenburgen Homburg und Tierstein unter mächtigem Getöse zusammen. Der Herr auf Homburg war gerade hinüber ins Baselbiet geritten, um einen befreundeten Ritter für sein neugeborenes Knäblein zu Gevatter zu bitten. Auf freiem Felde überraschten ihn die furchtbaren Erdstöße. Voll banger Ahnung kehrte er sein Pferd um und jagte in gestrecktem Galopp wie ein gehektes Wild zurück zu seiner Burg. Kaum erkannte er die Stätte wieder, wo einst sein Haus gestanden. Statt der mächtigen Türme und des schlanken Pallas, erblickte er ein wirres Durcheinander von Steinen und Schutt, und kein Lebewesen war weit und breit. Wo waren seine Frau, sein Kind? Alle Mauerreste erstieg er und rief die geliebten Namen; auf den Trümmern am Berghang suchte er. Vergebens. In dunkler Verzweiflung setzte er sich schließlich auf einen Stein und ließ seinen Tränen freien Lauf. Da, was war das? Rief nicht jemand? Aus der Ferne war ein schwacher Laut an sein Ohr gedrungen. Gespannt ließ der Ritter seine Augen umherschweifen. Und jetzt hörte er deutlich das Weinen eines Kindes. Er folgte den Lauten, und — o Wunder — mitten in einem reisenden Kornfeld fand er seine Frau ruhig im Bette

liegend, das unversehrte Knäblein in den Armen. Eben schlug sie verwundert die Augen auf, als der Ritter sich über beide neigte. Während Türme und Mauern mit Getöse über die Felsen stürzten, war das Rollbett, behütet von guten Engeln, sanft über den Rücken des Berges in die Felder von Oberfrick hinuntergerollt. In überströmender Dankbarkeit machte der Burgherr alles Land, soweit das Bett gerollt war, auf ewige Zeiten zehnten- und bodenzinsfrei.

Volksmund und R. II/87.

91. Der Wagesprung des Grafen von Homburg.

Auf einer sanften Anhöhe über dem Dorf Wittnau steht eine winzige Kapelle. An ihrer Vorderfront prangt ein altes, in Holz geschnitztes Bild, das den hl. Ritter Martinus auf weißem Schimmel darstellt. Von dieser Kapelle erzählt man sich folgende Gründungsgeschichte:

Einst wurde die Homburg von Feinden hart bedrängt. Wohl trotzten Mauern und Türme den ungestümen Angriffen; doch ein anderer Feind grinste im Innern, der Hunger. Vergebens schaute der Turmwart nach allen Seiten aus; kein Heer nahte zum Entsatz. Da, in höchster Not, bestieg der Graf von Homburg vor aller Augen einen schneeweißen Schimmel und gelobte, er wolle da, wo er mit dem Pferde niederseze, eine Kapelle bauen und sie mit Ewiggeldern reich ausstatten, daß sie den fernsten Zeiten erhalten bleiben solle. Hierauf tat er den gewaltigen Sprung und landete in den Feldern oberhalb Wittnau. Rasch sammelte er seine Bauern um sich, fiel dem Feind in den Rücken und entsezte die Burg. Die Kapelle ließ er später errichten und sie dem hl. Martin weihen.

R. II/117.

92. Ein Schneider rettet die Homburg.

Die Homburg wurde einmal belagert. Tag und Nacht rasselten die Sturmleitern, und die Besatzung kam in große Not; wenn keine Hilfe kam, war sie verloren. Vergebens versuchte man, Boten an benachbarte Freunde zu senden; wer in der Nacht auf Schleichpfaden die Burg verließ, hing am Morgen unfehlbar an der großen Linde des Grabens. Da tauchte eines Tages auf der Burg ein fahrendes Schneiderlein auf. Woher es kam, wußte niemand. Es erbot sich, Hilfe heranzubringen. Der Burgherr lachte zwar ob der

verhugelten Gestalt; doch ging er darauf ein. Das Schneiderlein bat, man möge ihm eine Armbrust spannen; hierauf zog es einen zusammengerollten Spinnenfaden aus der Tasche, wickelte das eine Ende blitzschnell um den Bolzen und schoß diesen gegen die Burg Tierstein hinüber. Wie eine Spinne kletterte es hierauf dem Faden entlang und langte wohlbehalten am jenseitigen Ende an. Es wußte nun, den Tiersteinergrafen zu bewegen, daß er Hilfe schickte, und bald waren die Feinde verjagt.

Um sich jederzeit helfen zu können, ließen die Grafen in der Folge zwischen ihren Burgen eine lederne Brücke errichten. Das Schneiderlein war aber nach der Tat verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Volksmund.

93. Der Schweinereiter auf Tierstein.

Es sind wohl über hundert Jahre her, als einst einige Burschen auf Veranlassung und Begleitung eines älteren Mannes einen Vorsprung des Homberges erstiegen, welcher Weingarten heißt. Hier, im ehemaligen Rebberg des Tiersteinergrafen, beabsichtigten sie, einen längstvermuteten Schatz zu heben; ihr bejahrter Führer sollte dazu den Teufelsbeschwörer machen. Nachdem er unter Verschwörungen und Gemurmel den Platz bestimmt hatte, stellte er darauf ein Faß, dem er unten den Boden ausgeschlagen hatte. Sobald der Schatz aus der Erde hier hereingerückt sei, — sagte er — müsse man das Faß eiligst zuschlagen und bergabrollen; dabei solle man sich aber vor allem vor jedem Schwazen und Lachen hüten. Während er nun aus einem Zauberbuche verschiedene Formeln vorlas, kam ein wunderbar gekleideter Mann auf einem Schwein dahergeritten. Der Rücken des Tieres war wie ein Kochkessel gestaltet. In diesem rührte der Reiter mit einer hölzernen Kelle unaufhörlich unter komischen Gebärden herum und fragte dazwischen, ob denn die Schloßleute, für die er den Hochzeitsbrei koche, schon vorübergekommen seien. Ueber diese alberne Frage lachten die Schatzgräber laut auf. Noch lauter und entsetzlicher war aber das Zorneschrei, in das nun der Reiter ausbrach. Darüber fielen die Leute vor Schreck wie tot zu Boden. Erst am Morgen erwachten sie aus ihrer Betäubung und suchten den Heimweg. Der Teufelsbeschwörer aber war verschwunden, und erst ein paar Tage nachher fand man ihn unter den Wurzeln einer alten Föhre mit verwildertem Gesicht und gestörtem Geist.

Einige Jahre später weideten Oberfricker Hirten in der Nähe der Schloßruine Tierstein. Da trat ein unbekannter Mann zu ihnen und bat sie, sie möchten ihm eine schwere Eisenkiste aus einem finstern Ort heraustragen helfen. Sie dürfen aber dabei nicht lachen, sonst könnten sie leicht Schaden nehmen. Die Hirten halfen unverzüglich. Kaum hatten sie aber die Kiste gefaßt, als ein gar närrisch gekleideter Mann dahergeritten kam. Da vermochten sie das Lachen nicht mehr zu halten. Kaum war dies geschehen, so fuhr der Reiter mit entsetzlichem Geschrei wie rasend ringsum, während die Hirten halb tot zu Boden fielen. Als sie wieder erwachten, lagen sie bei ihrem Vieh, das ruhig weidete.

R. I/100.

94. Kaufende Geister am Tiersteinberg.

Ein Bursche aus Wittnau kam einst in später Nachtstunde auf dem Weg, der durch die Einsattelung zwischen Homberg und Tierstein durchführt, herunter. Als er aus dem Walde heraustrat, bemerkte er zwei struppige Kerle, die sich in der Wiese balgten. Einer schrie dem andern zu: „Hetttsch vier selige Muetter Helena gfolget und nit dim verdammte Vater Xaver.“ Der junge Mann schaute ihnen lange zu, wagte aber nicht, die unheimlichen Gesellen anzureden. Heimgekommen berichtete er den Vorfall dem Pfarrer von Wittnau; dieser riet ihm, das nächste Mal die Erscheinung anzureden, vorher aber ja nicht zu versäumen, das Weihwasser zu nehmen.

Kurze Zeit darauf ging unser Bursche wieder den gleichen Weg, und richtig sah er die Beiden wieder im Grase sich balgen. Keck fragte er, was sie hier zu tun hätten, murmelte auch etwas, er helfe Frieden halten und bekreuzte sich eifrig dabei. Der größere der Käufer entgegnete ihm, er solle sich am nächsten Fronfasttage, nachts 12 Uhr, mit Pickel, Schaufel und Schubkarren versehen, hier einfinden; hierauf verschwanden beide.

Als der Bursche sein Erlebnis am folgenden Tage dem Pfarrherrn erzählte, gab ihm dieser den Rat, dem Verlangen Folge zu leisten, doch wolle er ihm vorher die verlangten Werkzeuge segnen.

Als die besagte Nacht erschien, stand der Bursche wohl ausgerüstet an der Spukstelle. Schlag 12 erschien der größere Geist und deutete ihm stillschweigend zu graben. Etwa zwei Meter unter dem Boden stieß er auf Knochen. Der Geist deutete, sie auf den Karren zu laden und ihm zu folgen. Wortlos schritt der Bauer hinter dem

rasch Schreitenden bis auf den Kirchhof von Wittnau. Dort mußte er das Skelett unter dem Kreuze vergraben. „Du hast mich erlöst“, sprach der Fremde, als der letzte Schaufelwurf getan war, „habe Dank. Einst war ich Knecht auf der Tiersteinburg. Gegen den Willen meiner frommen Mutter, weil mich das wilde Leben lockte, hatte ich mein Elternhaus verlassen. Eines Morgens versalzte ich den Hunden das Fressen. Statt zu jagen, liefen sie mit lechzenden Zungen dem Talbächlein zu, um den Durst zu löschen. Der erzürnte Schloßherr, der sich um sein Vergnügen betrogen sah, erschlug mich auf der Stelle. Seither hatte ich keine Ruhe, bis meine Knochen in geweihter Erde ruhten. Leb wohl.“ Zum Abschied reichte ihm der Bauer statt der Hand den Schaufelstiel, und er tat klug daran; denn tief eingebrannt sah man nachher den Handabdruck des Geistes daran. Hierauf verschwand die Erscheinung. Die Schaufel soll noch vor 50 Jahren in Wittnau gezeigt worden sein.

Volksmund.

95. Das Dreigrafengericht u. die Geisterwäsche auf der Erfenmatte.

Auf der Erfenmatte, zwischen Wegenstetten und Buus, stießen früher drei Landgerichte zusammen. Der Platz selber war eine Freistätte. Noch heute steht dort ein verwitterter Stein mit verblichenem Wappen.

Nach langen Kriegen schlossen einst die Grafen von Rheinfelden, Homburg und Tierstein wieder Frieden. Auf der Erfenmatte kamen sie zusammen mit stattlichem Gefolge, und alles Volk war um sie versammelt. Unter dem Birnbaum auf dem Platz reichten sie sich gegenseitig die Hände, und die Untertanen jauchzten ihnen zu. Dann setzten sich die drei Herren unter dem Baum auf ihre Richtstühle, jeder auf seinem Gebiete, und hielten Gericht. An der Stelle aber ließen sie einen Denkstein errichten.

Von dieser einsamen Jurahöhe aus überschauen die Sonntagskinder am Gründonnerstag oder an Pfingsten mittags 12 Uhr die Geisterwäsche. Rings über alle Täler hinweg sind Tausende von Hemden und Leintüchern ausgebreitet, um an der Sonne zu trocknen. Das ist ein gutes Wetterzeichen. Ist aber Schlechtwetter im Anzug, verwandeln sie sich in triefende Laken, die der Wind hin- und herweht.

R. I/135.

96. Die Schloßmusik der Homburger.

In einer mondhellen Nacht, zur Erntezeit, stieg Josef Hochreuter von Wittnau, aus dem Baselbiet über den Homberg nach Hause. Wie er auf die Höhe kam, fand er den Berg durch einen schnurgeraden Lebhag gesperrt. Während er den langen Hag anstaunte, trug ihm der Wind aus der Ferne die Töne einer rauschenden Musik zu. Als sie näher kam, glaubte er, deutlich die Klänge eines mächtigen Marsches zu vernehmen. Erwartungsvoll stellte er sich am Hag auf und blickte der weißen Heerstraße entlang. Bald unterschied er einen mächtigen Zug, der geräuschlos dahergeweht kam. Doraus schritten kleine Knaben, auf welche größere folgten, dann kamen noch größere, daß es lustig anzuschauen war. Jedes Paar schritt, die Straßenmitte freilassend, hart am Lebhag hin. Die Junkerlein waren überaus sauber gekleidet und frugen, soweit Hochreuter in der Dunkelheit unterscheiden konnte, alle weiße Linnenhosen und schwarze Röckchen. Ihnen folgte eine Schar von Männern, alle schwarz gekleidet, und hierauf zahlreiche Musikanten, welche im Vorüberziehen auf Hörnern, Trompeten und Posaunen gar mächtig bliesen. Jetzt kam eine geschlossene schwarze Kutsche gefahren, mit sechs Rappen bespannt und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen besetzt, deren reiche Kleider durch die Fenster schimmerten. Gleich hinter der Kutsche trippelte eine Schar niedlicher Mädchen in weißen Kleidern, ihnen folgten immer größere und größere, alle in weißen Röcken, und eine Schar schwarzmanteliger Frauen schloß endlich den Zug. Das alles kam so zierlich und leicht einher, daß man keinen Schritt, keinen Hufschlag, kein Rollen der Räder vernahm, nur die Musik, nach deren Takt sich alles bewegte. Keine Staubwolke wirbelte dem Zug nach, just wie wenn alles im frischgefallenen Schnee ginge. Was aber das seltsamste war: Heerweg und Hecke senkten sich am Ende der Ebene nicht mit dem abfallenden Berg hinunter, sondern liefen, wo die Tiefe begann, geradeaus, gegen das Schloß Rechberg hinüber, die beiden Burgen geheimnisvoll verbindend. Dies alles sah Hochreuter beim klarsten Sternenschein. Als er aber weiter gegen das Ende des Berges vorlief, um dem verschwindenden Zuge nachzuschauen, trat plötzlich eine undurchdringliche Finsternis ein und verschlang Prozeßion, Hag und Straße. Zugleich brach ein so furchtbares Unwetter los, daß Hochreuter nur mit Mühe und Not und unter Aufbietung aller Kräfte gegen Morgen den Weg ins Dorf zurückfand. Hätte er seine Schuhe vertauscht, wären ihm diese Mühsale erspart geblieben.

Diesem Zug und der Schloßmusik der Homburger gibt man folgenden Ursprung: Der Herr auf Rechberg liebte das Weib des Homburgers aufs heftigste. Doch verbarg er diese Leidenschaft vor ihr und jedermann, und so blieben beide Schloßnachbarn gute Freunde und machten manches Spiel und manche Wette miteinander. Einmal stritten sie in fröhlicher Gesellschaft über den Sinn der Redensart: Einen hinters Licht führen. Keine der versuchten Erklärungen schien die anwesenden Damen zu befriedigen. Da anbot sich der Rechberger, eine gute Erklärung zu bringen, wenn man das nächste Abendessen so abhalten wolle, wie er vorschlage. Man ging lächelnd auf den unschuldigen Scherz ein. Zur bestimmten Stunde saß also der Homburgergraf tafeln am offenen Fenster seiner Burg. Eben stellte seine Gemahlin die letzte Kerze auf den Tisch, gerade vor das Gesicht ihres vergnügten Gemahls. Da hörte man drüben vom Nachbarschlosse einen Knall, und zugleich stürzte der Graf in Stücke zerrissen zu Boden. Der Rechberger hatte ihn mit einer gut gerichteten Kanone durch das Schloßfenster herein erschossen und seinem Weibe gezeigt, wie man einen hinters Licht führt.

Der Hochzeit, die darauf der Rechberger mit der Witwe hielt, ging ein prunkvoller Brautlauf voraus, bei dem alle Herren des Landes mit Weib und Kindern erschienen. Und in derselben Weise, wie sie damals auf dem Berg einherzogen, müssen ihre Seelen heute noch fahren.

Immer wieder hört man diese Musik, und der alte Kirchmeier zu Wölflinswil will sie, so oft ein Gewitter im Anzug war, auf den Wölflinswiler Feldern, also wohl eine Stunde weit, mit aller Macht vernommen haben.

R. I/131, Volksmund. Vergl. auch A. Büchli, Schweizerfagen, Bd. 1.

97. Die Homburger Herrenkutsche.

Auf dem Buschberg, mitten in einer weiten Waldwiese, liegt eine Kapelle, die seit alten Zeiten als Wallfahrtsort, nicht nur von den Fricktalern, sondern auch von Leuten aus dem Schwarzwalde, viel besucht wird. Daran vorbei geht ein Weg zum Lindberg hinüber und ehemals führte von dort aus eine lederne Brücke auf den Rechberg hinüber. Dieser Weg heißt das Herren- oder Grafenweglein. Tritt Unwetter ein, so erscheint hier, begleitet von Schmetter-

der Musik, die Herrenkutsche, in welcher die Ritter zu Besuch auf den Rechberg fahren.

Vor hundert Jahren hüteten hier einige Wittnauer Buben ihr Vieh. Wie sie gelangweilt im Schatten eines Baumes lagen, wurden sie auf einmal durch Klänge einer Musik aufgeweckt. Wie sie noch im Halbschlummer ihre Augen rieben, erblickten sie eine Kutsche, die in langsamem Trabe auf sie zukam. Ein Kutscher in blutroter Uniform, an der alle Knöpfe glühten, lenkte vier Schimmel. Wer in der geschlossenen Kutsche saß, konnte man nicht sehen. Eben kamen sie gegen das Gatter des Hages hin, der die Weide umschloß. Dienstfertig sprang einer der Jungen voraus, um zu öffnen. Er hoffte für diesen Dienst auf ein schönes Trinkgeld und klammerte sich sofort an der Kutsche fest, um das Geschenk an der nächsten Felswand, wo man halten würde, in Empfang zu nehmen. Allein es wurde Abend, und immer war der Kamerad noch nicht zurückgekehrt. Besorgt suchten ihn die anderen rings um den Berg. Schließlich entdeckten sie ihn, er hing hoch über ihren Häuptern, im Wipfel einer alten Eiche, mit den Füßen in deren Aeste verwickelt.

Besser kam ein anderer Wittnauer Bursche weg. Er ging einigen Schnittermädchen entgegen, die die Woche über im benachbarten Baselpbiet mitgeholfen hatten und nun am Samstagabend in ihr Dorf zurückkehrten. Oben auf dem Buschberg sah er eine Kutsche quer über die Ebene fahren. Er beeilte sich, sie einzuholen. Trotz seiner Leichtfüßigkeit konnte er sie aber nicht mehr erreichen. Er streifte gerade mit dem Hemdärmel das hintere Wagenrad, da stieg das Gefährt über die Gipfel des Tannenwaldes empor, und er hatte das Nachschauen. Dazu erhielt er noch einen Denkkettel. Als er am andern Morgen aufstand, war sein Kopf maltergroß angeschwollen.

R. I/24.

98. Die Homberger Schloßjungfrau.

Tief im Innern des Homberges sollen mächtige, gewölbte Keller liegen, wo der Wein heute noch, in ledernen Fässern frisch und kühl liegt, wie vor 600 Jahren. Von dort aus führt der unterirdische Gang zur benachbarten Rechburg hinüber. Hier unten liegt auch der Schatz des längst verblichenen Grafengeschlechtes. In einer schweren, eisenbeschlagenen Truhe ruhen die Kostbarkeiten und Halsbänder, die einst die schlanken Hälse der Burgfrauen und Edel-

fräulein bei Turnier und Reigen zierten. Hüterin des Schatzes ist die Schloßjungfrau. Als schwarze Kaze liegt sie auf der Truhe, und ihre Augen glimmen in verhaltenem Feuer. In dunklen Sturmesnächten steigt sie herauf und irrt als weißgekleidete Jungfrau wehklagend durch die Trümmer der Burg.

Vor vielen Jahren lockte die Gier nach dem verborgenen Gelde einige Wittnauer Burschen in dunkler Föhnacht auf den Berg. Mit Schaufel und Pickel wollten sie den Weg nach den verschütteten Gewölben suchen. Da, auf einmal stand eine weißgekleidete Gestalt vor ihnen und redete sie in seltsam alter Sprache an. Sie verhieß ihnen alle Reichtümer; wenn einer von ihnen diese Nacht bei ihr bliebe; sie möchten nun darüber das Los werfen. Doch keiner hatte Lust dazu; sie ließen ihr Geschirr liegen und flohen in mächtigen Sprüngen den Berg hinunter. Gellend tönte ihnen das Wehgeschrei der ruhelosen Schloßjungfrau nach. Seither wurde sie nie mehr gesehen.

Volksmund, R. I/261.

99. Der Geistmüller.

Noch zu Großmutter's Zeiten hieß man den Schneeweissen, achtzigjährigen Müller auf der Wölflinswiler Mühle den Geistmüller. Er hatte seinen Namen nachfolgendem Erlebnis zu verdanken:

In jungen Jahren besuchte er einst den Fricker Markt. Wider Erwarten konnte er seine Ochsen gut verkaufen, trank hierauf auf dem Heimweg mehrere Gläser über den Durst und wollte, etwas unsicher auf den Beinen, in ziemlich später Nacht heim. Statt der Straße zu folgen, geriet er auf den Weg, der durch die Blumatt nach Wittnau führt und kam so über das sogenannte Geistwegli. Da fiel es ihm ein, daß man sich von dieser Stelle im ganzen Oberfricktal allerlei seltsame Spukgeschichten erzähle; in seiner Weinlaune schlug er mit dem Stocke auf den Boden und forderte den Geist heraus, er wolle ihn erlösen. Plötzlich stand eine Gestalt in grüner Jägerkleidung vor ihm. Der erschreckte Müller nahm hierauf eiligst Reißaus und rannte atemlos nach seiner Mühle. Die Frau, als sie den schreckensbleichen Mann sah, wollte wissen, was passiert sei, er aber verschwieg es ihr und suchte sein Lager auf. Kaum lag er im Bette, klopfte es ans Läuferlein, und eine hohle Stimme rief: „Komm, komm!“ Er richtete sich auf und erkannte im

Mondlicht den grünen Jäger vor dem Fenster. So ging es auch in der folgenden Nacht. Der Grüngekleidete ließ ihm keine Ruhe. In seiner Bedrängnis wandte sich der Müller an den Ortspfarrer, und dieser gab ihm den Rat, der Erscheinung das nächste Mal zu folgen und gab ihm dazu seinen Segen. Als die Erscheinung in der nächsten Nacht wieder rief, folgte er ihr. Sie schritt ihm voran bis zum Geistweglein und von dort zum Tiersteiner Waldbächlein. Hier blieb die Gestalt stehen und erzählte: Vor Jahrhunderten bin ich Hundewärter gewesen beim Grafen von Tierstein, als sein Schloß noch droben am Berg stand. Einmal hatte mein Herr ein großes Jagden angekündigt und zahlreich traf der Besuch auf dem Schloß ein. Aber ich hatte gerade an diesem Tage den Hunden das Fressen versalzen, und wie man sie nun abließ, jagten sie zusammen diesem Bächlein zu. Statt das Wild aufzuspüren, blieben sie wasserlappend hier liegen. Ich wandte alles an, sie auf die Fährte zu bringen. Ich gelobte in meiner Angst sogar eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, alles half nichts. Da kam der Graf heran, sah, wer ihn um das Vergnügen des Tages gebracht hatte, und nicht mehr Herr über seinen Zorn, schoß er mich mit einem Pfeile nieder. Seither muß ich ruhelos wandern, bis mich jemand erlöst, der die versprochene Wallfahrt für mich unternimmt. — Der Müller machte wirklich im nächsten Frühjahr die Wallfahrt nach Einsiedeln. Kaum war er wieder daheim, so stand jener Waidmann wieder vor seinem Fenster und bat ihn, mitzukommen. Die Gestalt war, wie zum Zeichen der beginnenden Sühne, weißgekleidet gekommen, und dies gab dem Müller den Mut, auch diesmal zu folgen. Der Weg ging wieder jenem Bächlein in der Sulzmatten zu. An der gewohnten Stelle hielt der Geist und sprach: „Hier ruhen meine Gebeine, da hat der Graf mich verscharren lassen; bezeichne dir diese Stelle, damit du meiner Asche ein ehrliches Begräbnis geben kannst. Als dies der Müller versprochen hatte, wurden ihm noch drei Wünsche freigestellt, darunter auch der, ob er nun sogleich mit dem Erlösten im Himmel sein wolle. Dazu fühlte sich der Müller nun allerdings noch zu jung und schlug es aus. Dankend verschwand der Erlöste. Als nun der Müller am Morgen aufsteht, sehen die Seinen mit Erstaunen, daß er über Nacht eisgrau geworden ist. Aber seit jener Zeit nimmt sein Wohlstand rasch zu, er wird sehr reich und stirbt in hohem Alter. Weil aber sein Weib die ganze Geschichte ausplauderte, so bekam er, seiner weißen Haare wegen allenthalben den Namen Geistermüller.

Die Leiche des Jägerburschen ist am Geistweg ausgegraben und auf dem Kirchhof in Wölflinswil beerdigt worden. Gleichwohl kann man noch jetzt in jeder Stunde der Nacht auf dem Thiersteinberg und in der unterhalb gelegenen Sulzmatten Hundegebell und Hornstöße hören, als wäre dort eine große Treibjagd in Bewegung.

R. I/202.

100. Der Bohändler.

Von Wittnau gegen Wölflinswil zieht sich dem Abhang des Altenberges entlang die Bohalde, heute eine schöne Waldung. Quer über den Berg, bis hinunter in den Werken führt die Banngrenze der beiden Gemarkungen. Um diese Grenze entspann sich vor Zeiten ein heftiger Streit, der von den Buben heute noch etwa fortgeführt wird. An manchen Stellen waren die Bannmarken verschwunden. Um die Grenze nach Weisung der alten Bannbeschreibung wieder in Ordnung zu bringen, erschienen eines Tages die Männer beider Gemeinden und setzten gemeinsam die frischen Steine. Bei jedem neuen Bannstein wurde nach alter Sitte je ein Bube der anwesenden Jugend tüchtig ausgewalkt, damit er sich noch bis ins hohe Alter genau an die Stelle erinnere. Die neuen Bannsteine liefen auf dem Berg nach der Abmachung nun schnurgerade auf den Kirchturm von Wittnau zu. Der gegenwärtige Lauf der Grenze ist aber ganz anders, und daran ist der Bohändler schuld, ein Mann, der damals Sigrist und Gemeindeammann von Wittnau war. Schon in der folgenden Nacht grub er die neugesetzten Marksteine zu Gunsten seiner Gemeinde wieder aus und stellte sie so, daß den Wölflinswilern ihr Bannteil um viele Tucharten geschmälert wurde. Als sie dagegen klagten und einen Augenschein verlangten, fanden sie an der Stelle ihres ersten Weißsteines bereits einen prächtigen Birnbaum vor, den der Betrüger hier eingesetzt hatte, und dadurch war die sichere Richtung für alle folgenden Marksteine verloren. Aus Rache nannten die Wölflinswiler in der Folge den trügerischen Ammann Bohändler. Als in späteren Jahren sein Gewissen erwachte, fand man ihn einst erhängt an den Stricken der Kirchenglocke. Daher neckten die Wölflinswiler die Wittnauer in früheren Zeiten etwa mit dem Gruß: „hängt der Bohändler noch am Zeitstein oben?“ Auch Werkenründer und Balmenrainründer wurden sie wegen dieser Geschichte gescholten, und solcherlei Namen, die die Wittnauer natürlich auch nicht

schuldig blieben, führten oft zu bösen Kaufereien zwischen den beiden Gemeinden.

R. II/221.

101. Nächtlicher Hund im Balmenrain.

Vor Jahren wollte ein Wittnauer auf den Maienmarkt nach Aarau. Morgens um 2 Uhr verließ er das Dorf und benützte den Waldweg, der dem Rande des Gehölzes entlang über Balmenrain-Bohalde nach Wölflinswil führt. Stockdunkle Nacht lagerte über dem Tal, und der Mann hatte Mühe, den Weg zu finden. Wie er so dahinschritt und für sich sinnierte, hörte er auf einmal ein fernes Rauschen, wie wenn jemand einen Sack durch dürres Laub schleifte. Das Geräusch kam immer näher und schwoll gewaltig an, und es schien, als würden tausend Ketten hin- und hergeschleift, und wie er zum Zwerenweg kam, lag plötzlich ein mächtiger schwarzer Pudel quer im Pfad und gloßte mit gewaltigen Pflugsräдераugen unheimlich in die Dunkelheit. Der Bauer, der sich zu Hause noch mit einem tüchtigen Schluck Kirschwasser gestärkt hatte, fürchtete sich nicht und stieß den Hund kräftig in die Weichen. „He du S . . ., gang zum Weg us!“ Da streckte sich das Tier und schwoll bis zu Mannshöhe an und fauchte fürchterlich, und aus seinen Nüstern stoben Funken. Jetzt wußte der Marktgänger, mit wem er es zu tun hatte, und gleichzeitig erinnerte er sich, daß er am Morgen vergessen hatte, das Weihwasser zu nehmen, also keine Möglichkeit besaß, den Geist zu vertreiben. Was wollte er machen? Er setzte sich ans Bord und wartete. Das Tier lag regungslos vor ihm im Wege. Erst als aus der Ferne, von Wölflinswil her, das Betzeitglöcklein himmelte, war das Tier auf einmal verschwunden. Der Mann soll von dort an den Balmenwegrain zur Nachtzeit nie mehr benutzt haben. Seither wurde das unheimliche Rauschen von der Halde her noch oft gehört.

Volksmund.

102. Wie man Hexen bannt.

Die folgende Geschichte hat mir meine Großmutter erzählt, und sie hat versichert, sie sei selber dabei gewesen.

In der Gemeinde W. trieb vor vielen Jahren einmal eine Hexe ihr Unwesen. Kam man am Morgen in den Stall, fand man

regelmäßig das Vieh mit geflochtenen Schwänzen, zwei in einem Stoß, halb erstickt vor. Nachts wurden die Leute vom Doggeli geritten, daß ihnen wind und weh wurde. Wollte man Milch kochen, wurde diese blutrot und sauer. Das Butterfaß konnte man stundenlang drehen, es gab keine Butter. Am schlimmsten aber erging es einem Brüderchen meiner Großmutter. Das wurde von der Heze unheimlich geplagt. Zuerst schrie es Nacht für Nacht, dann fing es an mit den Zähnen zu knirschen, bis diese bis auf die Kiefer abgeschliffen waren. Wollte man das Kind nicht zu Grunde gehen lassen, so mußte die Heze unschädlich gemacht werden. Gegen das verhexte Vieh wußte man Rat. Man stellte sämtliche Besen im Hause verkehrt, auf den Stiel; dann mußte die Heze auf diesen wieder unverrichteter Sache aus dem Stalle reiten. Dem Vieh gab man außerdem Agathenbrot, d. i. Brot, das am Agathentag in der Kirche geweiht wird. In das Butterfaß legte man einen Benediktuspfeffrig aus dem Kapuzinerkloster Olten. Dem verhexten Kind aber konnte nur der Rechenmacher, ein altes Mannli aus Kienberg, helfen. Den ließ man also rufen. Er erschien eines Abends mit einem großen Korb am Arm. Er befahl sämtliche Familienangehörige in die Stube. Dann legte er dem kranken Kinde betend die Hände auf. Hierauf entnahm er seinem Korbe drei spitze Messer und schlug sie im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes oberhalb der Türsalle ins Holz, nun leerte er das Wasser des Knaben in eine Schweinsblase und hängte diese in den Stubenkasten. Darunter legte er drei Buchsbaumzweige vom Friedhof. Schließlich verschloß er den Kasten und umwand ihn mit einem Seil, in das er drei Knoten schlug. Auf die Kastentüre machte er ein dreieckförmiges Zeichen (wahrscheinlich den Drudenfuß). Nun sprach er aus seinem Buche ein starkes Gebet. „Die Heze muß nun kommen, ihr dürft ihr aber weder öffnen, noch antworten“, erläuterte der Mann. Richtig vernahm man auch bald schlurfende Schritte rings um das Haus, und schließlich flehte eine weibliche Stimme jammernd um Einlaß. Vergebens. „Morgen wird sie wieder kommen und etwas entlehnen wollen, gebt ihr aber nichts, sonst bin ich verloren. So wie diese Schweinsblase abdorrt, wird das Weib abmagern und absterben; aber auch der Knabe wird sterben, doch wird er die ewige Seligkeit erlangen.“ Dann packte der Rechenmacher seinen Korb wieder zusammen und verschwand, ohne irgend eine Entschädigung anzunehmen.

Am folgenden Morgen stand in der Frühe eine Nachbarin in

der Küche und bat um Gottes Willen um ein wenig Salz. Die Urgroßmutter soll sie ziemlich grob fortgemustert haben. Der Hexe erging es so, wie der Rechenmacher vorausgesagt hatte, sie kränkelte, wurde von Tag zu Tag gelber, schrumpfte ein und starb. Auch der Knabe war nach einiger Zeit eine Leiche. In W. hatte man aber seither Ruhe vor Hexen.

Volksmund.

103. Das feurige Roß beim Brügglihof.

Dem Brügglihof, unterhalb des Dorfes, sah man früher häufig einen grünen Reiter auf einem feurigen Pferd mit fliegender Mähne, in rasendem Tempo gegen den Fürberg hinauf rennen. Im Gehölz am Waldrand verschwand er.

Andere Leute sahen das Pferd auch ohne Reiter bei den uralten Nußbäumen, unterhalb des Dorfes.

Volksmund.

104. Die spukende Großmutter.

In einem Bauernhause war die Großmutter gestorben. Drei Tage nach der Beerdigung kam die Magd des Hauses, eine Schwarzwälderin, vom Herde weg und meldete: „Die Großmutter ist auch wieder da, draußen in der Küche steht sie und starrt vor sich hin, wie wenn sie etwas suchte!“ Anfänglich glaubte man den Worten nicht, doch schon am folgenden Tag erschien die Verstorbene wieder, um die gleiche Zeit. So ging es mehrere Tage. Schließlich fragte man den Pfarrer, was da zu machen sei. Dieser gab den Rat, die Magd solle das nächste Mal die Erscheinung anreden und sie fragen, was sie suche. Als am folgenden Tage die Großmutter wieder erschien, fragte sie die Magd herzlich: „Großmutter, was willst?“ „Es Bä-Bä-Bälleli Anke, im Sant Fridli z'Säckige“, antwortete diese und hieb dabei der Fragerin eine so tüchtige Maulschelle, daß ihr Hören und Sehen verging. Am folgenden Tag war ihr Kopf maltergroß angeschwollen und krebsrot geworden. Als man hierauf eine tüchtige Balle Butter an das Stift Säckingen schenkte, kam die Erscheinung nicht mehr.

Volksmund.

105. Der Bau der Kirche.

Die uralte Wittnauer Kirche wurde von den Schweden verbrannt. Nur noch der massive Turm blieb zum Teil stehen. Als die Gemeinde zum zweiten Male an den Bau einer Kirche ging, suchte man sich einen andern, nach der Ansicht der Leute, geeigneteren Platz aus. Man bestimmte dazu einen an der linken Bachseite gelegenen Hügel, von dem aus man in die Rebberge hinaufsteigt. Er heißt noch heute Kirchgasse.

Das ganze Dorf war eifrig bei der Hand, half den Grund ausgraben und die Baumaterialien hinauffahren. Nun brauchten nur noch die Zimmerleute das ihrige tun, so mußte die Kirche vor dem Lukastag unter Dach sein. Doch gerade als diese mit ihrer Arbeit beginnen wollten, ging alles schief. Die neuen Mauern spalteten sich, sogar die Fundamente rutschten. Zuletzt sah man sich genötigt, die Arbeit einzustellen und auf den alten Kirchplatz im Dorf zurückzukehren. Dort wurde die alte Kirche wieder aufgebaut, mit plumpem Käsissenturm und dem Storchennest auf dem First. Dieses soll den gefährlichen Blitz abhalten. Die Mauern wurden rot angestrichen, das sollte an den früheren Brandschaden erinnern. Jetzt sind sie längst grauweiß.

Als die Franzosen im Jahre 1798 hier plünderten, stürzten sie die große Glocke zum Schallloch hinaus, das kleine Meßglöcklein aber, das sie hängen ließen, ist weit herum bekannt und viel mehr wert — sein Schall vertreibt die Hagelwetter. Gleich der alten Kirche wurde die neue dem heiligen Martinus geweiht.

Volksmund.

106. Der Martinsbrunnen und der Martinslauf.

Dem heiligen Martinus sind im Gemeindebann Wittnau noch andere Orte geweiht. Durch eine Schlucht, die vom Fahrental auf den benachbarten Homberg führt, steigt man zur Martinsgasse empor. Von all den 20 Bächlein, die mit lautem Brausen vom Abhang des Berges in diese Enge niederstürzen, ist der bekannteste der Martinsbrunnen. An ihm haben einmal die Bergjungfrauen gehaust, mildtätige, schöne Jungfrauen, die das Weidvieh vor den Wölfen bewahrten und den Hirten süße Kuchen und frische Brote an die Weidgatter legten.

Beim alljährlichen Flurumgang im Mai liefen früher die Knaben um die Wette voraus, um sich den ersten Trunk aus die-

fem Bergquell abzugewinnen. Die Nachbarn fanden diesen Brauch der Wittnauer auffallend, und sie behaupteten, das Wasser dieses Bergquells mache die Leute toll, und wenn sich etwa ein Wittnauer früher in einer Nachbargemeinde etwas laut und temperamentvoll aufführte, so höhnte man:

„Hesch ab s'Martis Brunne gsoffe, as so brüelisch?“
In neuerer Zeit ist dieser Brauch verschwunden.

Dolksmund.

Wölflinswil

107. Siedlungsjagen.

Die Höfe des ersten Ansiedlers „Wülflin“ und seiner Söhne sollen im Oerken gestanden haben; später aber haben sich die Nachkommen weiter oben an geschützter Stelle angesiedelt, da wo heute das Dorf steht. Einer der Bauern gründete auf dem Bühl den obern Hof, so entstand Oberhof.

Dolksmund.

108. Wo d'Chille baue worden isch.

(Wölflinswiler Mundart)

Friener isch bi eus no ke Chille gsi und d'Wiler und d'Oberhöfler hei müesse uf Oltige hindere oder uf Frick aabe z'Chille. Me seit hütigestags no imene Wäg gege Frick aabe dr Totewäg, will si ame mit de Totebäum dort duure z'Grab si. Das isch wit gsi und im Winter echli übelzütig, und mängs alts Wibli het müesse deheim blibe, und bi mängem isch der Pfarrer mit em Dersch z'spot cho. Do si sie rötig worde, si wölle en eignigi Chille baue. Deismol isch scho e chlis Schloßhäppeli gstande, do wo jeß d'Chille no stot. Di neu Chille hei sie wölle boue uf em Chilhmettrai. Aber seviel Stei und Bouholz si am Tag hääre gfüert hei, mondrig isch alls äwäg gsi und dort, wo jeß d'Chille stoht, gläge. Dernoos hei se si halt dort baue, wo sie jeß stoht.

Dolksmund, auch R. II/299.

109. **Dom Schaleme.**
(Wölflinswiler Mundart)

Dr Schaleme isch Pfarrer gsi z'Wil, vor mänge Johre. D'Züt säge hüt no, dein Heer heig meh chönne weder Brot ässe. I deine Johre heis d'Züt lang guet g'ha, nie hets g'haglet, nie isch dr Bach überloffte, dr Schaleme het s'Wätter chönne hi schicke wo-n-er het wölle, uf Chienberg duure oder i d'Schwyz ue. Dözmole isch s'Obs alli Johr groote, Frucht hets gäh, as es e Freud gsi isch, und im Herbst si si chum feertig worde mit drucke, e so hets Wi geh. Dein Pfarrer het aber au chönne Geischter banne und Hexe verjeucke. Einisch sig er ufene Eiche ue und heig ase schüttle, do heigs Doublone und Müntaler gregnet bis gmueg. Er het au chönne es Loch dur ne Schtrauwälle dure brenne, ohne as si achs isch, und der Tüfel het em müesse folge wie ne Schuelerbueb. Wenns einisch brennt heig, so sig er wie ne Derruckte, wie wüetig drümol um s'Huus umme gsprunge und heig dr Agetesäge ufgeit, und do sig s'Für uf einisch chertzegrad ufstande und derno eismol usglösche. So verzellt me Stückli vonem.

Völksmund, R. II/148.

110. **Der Donnerstein.**

Zur Zeit des Pfarrers Salome (besser Chalamel, Pfarrer zu Wölflinswil im 18. Jahrhundert) schlug einst der Blitz in den Kirchturm, ohne großen Schaden anzurichten. Da fand ein Bauer in der Nähe den Donnerstein. Hielt man diesen einem Menschen an die Stirne, so fiel er tot um. Der Pfarrer soll dann den Stein wieder eigenhändig in den Turm eingemauert haben.

Völksmund.

111. **Das Dorstier oder der Bachpflotschi.**

Unter diesen Namen ist in Wölflinswil und Oberhof ein schlimmer Wetterprophet bekannt. Immer folgt Unwetter seinem Erscheinen. In Oberhof watschelt es vom Oberdorf nach dem Unterdorf, grunzend und klittschend. Es hat die Gestalt eines Schweines und wächst haushoch an. Bei der Säge verkriecht es sich unter der Brücke. Wer nachts darüber geht, sieht darunter zwei Mädchen sitzen.

In Wölflinswil erscheint das Tier bald als brandroter Fuchs, bald als schwarzer Hund mit Pflugsräderaugen. In einem Falle auch als Schwein. Gewöhnlich erblickt man es oberhalb der „Ochsenbrücke“ im Bach, spritzend und fletschend. Oft kommt es aus der Oelegasse, überspringt den Bach unmittelbar unterhalb der „Ochsenbrücke“ und folgt dem „Bodenweg“. Oft kommt es auch herunter vom Kirchhügel und folgt dem Bodengraben bis in den Bach.

Dolksmund.

112. Der Stöckligeist.

Kirche, Pfarr- und Schulhaus von Wölflinswil stehen auf einem Hügel, dessen vorderer Teil auf beiden Seiten von nackten, 3—4 Meter hohen Felsen umrahmt ist und der das Stöckli geheissen wird.

Hier soll vor Zeiten eine Burg gestanden haben, was bei diesem Gelände leicht möglich wäre. Vor Jahren wurde hier beim Bau eines Hauses ein altes Gemäuer entdeckt.

Dem Stöckli gegenüber, an der Weißhalde, steht heute noch ein dreistöckiges Haus, das in seinem unteren Stockwerk gothische Fenster aufweist, früher vielleicht Sitz eines landesherrlichen Beamten oder Ministerialen war und vom Volk das Schlößli genannt wird.

Mit diesem Gebäude sei das Stöckli durch eine lederne Brücke verbunden gewesen.

In dem Felsen soll eine eiserne Kiste mit Goldstücken verborgen sein, die von einem schwarzen Pudel bewacht wird.

Schon oft versuchten Schatzgräber, sie in der heiligen Nacht zu heben; doch noch keinem ist es gelungen.

Aus dem Stöckli steigt oft ein Männlein auf, oft ein weißes Schaf. Beide kündeten Unwetter an.

Dolksmund.

113. Die weiße Frau von Wölflinswil.

Oberhalb des Dorfes wurde früher häufig eine Jungfrau gesehen. Sie trug ein weißes Mieder und einen schwarzen Rock. Eine Flut gelber Haare verhüllte Schultern und Nacken.

Dolksmund.

114. Die weiße Frau im Burg.

Steile Felswände schimmern aus sattem Tannendunkel. Seltsame Pflanzen wuchern aus grauem Gestein. Einsame Füchse bellen in dunkler Nacht. Die Burg war einst ein gemiedener Ort. Greuel des Schwedenkrieges schrien hier gen Himmel, und nachts geht die weiße Frau um. In lichten Gewändern kommt sie vom „Klempen“ herunter, lautlos schwebend. Wer sie sieht, muß sterben. Jungfrauen, die im Advent oder in der Fastenzeit geboren sind, bemerken sie selbst am lichten Tage.

Einst suchten Mädchen von Wölflinswil in jener Gegend wilde Himbeeren. Wie eines rückwärts schaute, stand dicht hinter ihm eine weiße Gestalt. Das Mädchen erschrak und floh nach Hause. Nach sieben Wochen trug man es zu Grabe.

Volksmund.

115. Der Waldbruder im Burg.

Am Fuße der Burgfluh befindet sich eine mehrere Meter tiefe Kalksteinhöhle. Ein von Dorn- und Brombeergestrüpp verwachsenes, hie und da von herabgebröckelten Steinen verschüttetes Weglein führt zu ihr hinauf. Hier soll ein Waldbruder lange Zeit gehaust haben. Die kleinste Glocke im Kirchturm zu Wölflinswil soll von ihm stammen.

Volksmund.

116. Drei Männer im Gerken.

Mein Urgroßvater führte einst eine Abteilung französische Soldaten von Oberfrick nach Wölflinswil. In mondheller Mitternachtsstunde trat er den Rückweg an. Wie er hinunterkam zum großen Birnbaum an der Schlinghalden-Ecke, hörte er in der Ferne lautes Gespräch und erblickte drei Männer, die das Gerkengäßlein herunter kamen. Sie trugen weiße Hosen, rote Wämser und lange Mäntel. Die Köpfe bedeckten mächtige Dreispitze. Lange weiße Bärte umrahmten die bleichen Gesichter. Ihr wildes, in fremden Lauten geführtes Gespräch, begleitet von leidenschaftlicher Geste, schwoll an zu heftigem Streit. Beim Gerkenbrücklein verschwanden die Gestalten im Bach, und ein Lärm begann, wie wenn alle Frösche der Welt ihr Gequak erhoben hätten. Schnellen Fußes verließ der erschreckte Zuschauer den unheimlichen Ort.

Zur Schwedenzeit sollen hier drei Soldaten von den im Hinterhalte liegenden Bauern überfallen und auf grausame Art zu Tode gequält worden sein. Ihre Leichen wurden im Bache verscharrt. Seither sind sie ruhelos und müssen alle Nächte wiederkommen, bis ihre Knochen in geweihter Erde beigesetzt werden.

Volksmund.

117. Die Jagdgesellschaft im Gerken.

Steht jemand zwischen Weihnacht und Neujahr um Mitternacht beim Gerkenkreuz, so sieht er mit dem letzten Schlag der Turmuhr von Wölflinswil, vom Schlosse Homberg her, eine Jagdgesellschaft kommen. Weißgekleidete Männer auf schwarzen Pferden reiten geräuschlos dahin, einer voraus mit dem Hifthorn an der Seite. Langsam verschwinden sie gegen Gündestal und Fürberg hin.

Volksmund.

118. Das Gerkentier.

Von Wölflinswil aus talabwärts folgt das Sträßchen eine Zeitlang der steilen Schlinghalde und durchläuft dann den einsamen Gerken, ein leicht hügeliges Gelände. Links steigt die Bohalde schroff an zum Altenberg, und rechts grünen die Tannen des Fürberges. Recht still ist es, wenn man in später Nachtstunde durch den Gerken wandert, so recht die Stimmung, um alten Sagen nachzuspüren und um Geister zu sehen. Hier haust das Gerkentier. Sein Weg führt von des Jörlis Birnbaum an der Schlinghaldenecke bis zum Dreispiz, wo der Gerkenbach in den Wittnauerbach fließt. Der Geist geht um als Tier und Mensch. Unser alter Tagelöhner hat uns Buben oft erzählt, er sei einmal spät mit einem Fuhrwerk talaufwärts gekommen. Auf einmal, beim Gerkenkreuz, standen die Pferde bockstill. Er habe aber schon gewußt was Lants, habe die Pfeife angezündet und sei dreimal um den Wagen geschritten, ohne ein Wort zu sprechen, dann habe er sich wieder auf das Gefährt gesetzt ohne zurückzuschauen. Er habe deutlich gehört, wie ein Hund unter dem Wagen hervorgekrochen und das Weite gesucht habe.

Als der alte Gipfer Mühleklecht einmal abends von der Kehre heimwollte, stand vor ihm quer über die Straße ein herrenloses

Roß. Er dachte sogleich an das Werkentier und vorsichtig umging er daher das Pferd, ohne ein Wort zu sprechen. Wenige Schritte weiter aber hatte es sich ihm schon wieder in den Weg gestellt, und abermals mußte er es in gleicher Weise umgehen. So trieben beide ein stummes Spiel miteinander, bis sie zum Werkenkreuz herunter kamen, wo der Geist verschwand. Der besonnene Müllerknecht hatte gewonnen. Manchmal hielt ihm das Gespenst auch unsichtbar die Räder seines Fuhrwerks an, alsdann umging er dreimal mit frischem Feuer, d. h. mit brennender Pfeife wortlos den Wagen, und alsdann kamen die Tiere vom Fleck.

Auch in der Gestalt eines großen Mannes erscheint der Geist und geht, von einem Hunde begleitet, dem Werkenbach entlang auf- und abwärts. Als einst ein Wölflinswiler Bursche vom Kiltgange spät von Wittnau her durch den Werken kam, stand plötzlich ein hoher, breitschultriger Mann, mit einem Knotenstocke in der Hand, neben ihm. Wie er freundlich grüßte, war die Gestalt verschwunden, und ein fürchterlicher Sturm brach los, der in der benachbarten Bohalde mehrere Bäume ausriß.

Bei des Jörlis Birnbaum soll früher ein Hof gestanden haben, dessen Scheune man die Schwedenstallung hieß. Diese Scheune habe der Geist oft besucht. Wenn er am Hause vorbeisritt, grüßte er den Besitzer jedesmal mit einer tiefen Verbeugung. Er war überhaupt dem Hausbesitzer wohlgesinnt, nicht aber andern Leuten. Das hat besonders ein ehemaliger Bezirksrichter erfahren, der allwöchentlich mit seinem Fuhrwerk an die Gerichtssitzung mußte. So oft er an diese Stelle kam, stellte sich sein Rößlein hier holzgerade auf die Hinterbeine; dann wendete er das Chaischen um, verhielt dem Roß die Augen und führte so beides über die Stelle. Des Jörlis Birnbaum trug früher Frühbirnen. Zwei freche Burschen erstiegen ihn eines Nachts, um ihn zu leeren. Darüber kam ein Mann dazu von geringer Größe und mit einem breiten Hute, und beide Teile betrachteten sich schweigend. Mit einem Male aber wuchs der Mann immer höher und breiter auf, sodaß er drängend zwischen die Aeste hineinreichte, auf denen sie saßen; zugleich loderte von allen Seiten ein Feuer mit empor, daß die Obstdiebe eiligst entspringen mußten. Ein andermal stand er als ein großer Mann an der Ochsenbrücke im Dorf. Er trug eine weiße Zipfelmütze und einen schwarzen, langschwänzigen Rock. Eine vorübergehende Bäuerin grüßte ihn, erhielt aber keinen Dank. Kaum war

sie ein paar hundert Schritte weiter, so brach ein entsetzliches Unwetter los.

Dieser Geist soll aus der Schwedenzeit stammen. Die einen behaupten, es sei ein Wölflinswiler Bauer, den die Schweden fingen, ihn mit Mistjauche füllten, einem Roß an den Schwanz banden und solange im Bache hin und herschleiften, bis er den Geist aufgab. Andere aber sagen, es sei ein Schwede, der von den lauernden Bauern überfallen und auf ähnliche, martervolle Weise umgebracht worden sei. Als nämlich die Schweden von den eroberten Städten Rheinfelden und Laufenburg aus diese kleinen Gebirgstälchen plündernd durchstreiften, wurden viele von ihnen durch die lauernden Bauern getötet. So lag hier am Wege, neben dem Gerkenbach, ein schwerverwundeter Schwede. Die Bauern sprangen auf ihn los und zerschlugen ihm die Glieder. Er bat um Schonung; sterben müsse er doch, sagte er, aber trotz aller Qualen werde er nicht vor Sonnenuntergang sterben können, man möge ihn nicht weiter mißhandeln. Allein sie höhnten ihn nur, und als er unter ihren wiederholten Streichen noch immer lebte, banden sie ihn zuletzt an einen Pfahl unter das Wasser des Bächleins Auch damit war er nicht zu ertränken, sondern soll wirklich erst nach Sonnenuntergang verschieden sein.

R. II/66 u. Volksmund.

119. Das Kreuz im Gerken.

Seit langer Zeit steht hier, weit unterhalb des Dorfes, an der Straße, ein Feldkreuz. Alljährlich wird es als unterste Station der Bannprozession besucht. Einsam steht es die übrige Zeit.

Etwas oberhalb stand bis vor kurzem am Wege ein anderes, kleines, gleicharmiges Steinkreuz.

Einst wurde hier in einsamer Nacht ein Fuhrmann von ruchloser Hand erschlagen. Niemand hätte es früher gewagt, dies Erinnerungszeichen grauser Tat zu entfernen. So oft es auch der furchende Pflug umriß, immer wieder wurde es aufgestellt. Nur einmal soll es ein Besitzer des Ackers weggebracht haben. Als er aber bald darauf siech und krank wurde, ließ er es wieder an Ort und Stelle bringen. Heute ist es nun doch unserer nüchternen Zeit gewichen, und mit ihm verschwindet auch seine Geschichte.

Volksmund.

120. Weißer Mann in der Schlinghalde.

In der Schlinghalde wurde früher häufig ein Mann gesehen, der, auf einem Markstein sitzend, wehmütig auf einer Fiedel spielte. Er trug weiße Kleidung und wallende Haare. Näherte man sich der Gestalt, so verschwand sie plötzlich.

Volksmund.

121. Schwedenzeit.

Der dreißigjährige Krieg mit seinem Elend und seinen Greuelthaten ruht unvergeßlich in der Erinnerung des Fricktalervolkes. Haus und Hof verbrannt, die Felder verwüstet, die Bewohner zerstreut in alle Winde, dezimiert durch Hunger und Pest. Zeiten, an die nur mit Schauer zurückgedacht wurde.

Nach der Sage flohen die Bewohner auf die Kunde vom Herannahen der Schweden. Die Männer besetzten den Altenberg, westlich von Wölflinswil, die Frauen und Kinder wurden in den Höhlen der Burgfluh versteckt.

Nur ein alter Mann und ein Kind blieben im heutigen Gasthaus zum „Ochsen“ zurück. Als zwei feindliche Soldaten eindrangten, versteckte sich der Mann, hatte aber nicht Zeit, das Kind zu verbergen.

Ein Soldat näherte sich der Wiege; da lächelte ihn das Kind an, und er ließ den gezückten Dolch wieder sinken. Sein Kamerad aber erstach den Säugling hinterrücks. Darauf erschloß der Versteckte den Unmenschen mit einer Pistole und entfloh.

Die Schweden, in maßlose Wut gebracht, zündeten beide Dörfer an. Bis auf wenige Häuser prasselten alle Gebäude nieder. Nur die Mühle in Oberhof und in Wölflinswil das Schlößli und drei andere, heute als Schwedenhäuser bezeichnete Bauten, blieben stehen.

Die entflohenen Dörfler aber siedelten sich für die Dauer des Kriegs auf den Matten oberhalb der Burgfluh an. Die hohe Felswand und die Nähe der Schweizergrenze versprachen genügend Schutz. Von hier aus führten sie den Bandenkrieg gegen einzelne schwedische Trupps.

Volksmund.

122. Der grüne Reiter zwischen Wölflinswil und Oberhof.

Ein grüner Reiter auf grünem Pferd wurde zwischen Wölflinswil und Oberhof häufig gesehen. Durch den Bach hinunter ritt er bis zur Kelnbachmündung im untern Dorsteil von Wölflinswil. Von dort folgte er dem Kelnbach bis hinter die Kirche, kehrte wieder zurück und verfolgte den gleichen Weg nochmals. Oberhalb Wölflinswil ritt er oft auch außerhalb des Baches, bis hinauf zu den weißen Steinen. Von dort aus sah man ihn als einen grauen Hund nach der „Ochsenbrücke“ hinunterrennen und unter ihr verschwinden.

Volksmund.

123. Der Sigrift von Wölflinswil und das Schwedenroß.

Man zählte das Jahr 1626. Eine zitternde Hand schrieb in das Anniversarienbuch der Pfarrei zu Wyl einen Bericht über die kürzlich stattgefundene Renovation des Hochaltars in der Kirche des hl. Mauritius. Es war der damalige, wohl 80-jährige Pfarrektor Johann Ludwig von Eggs, der frühere Hofkaplan des Erzherzogs Ferdinand II., der hier in dem einsamen Juratale eine geruhsame Alterspfründe gefunden hatte. Er stammte aus dem bekannten Rheinfelder-Geschlechte, das dem Lande schon viele gelehrte und bedeutende Männer geschenkt hatte. Am Schlusse seiner, heute kaum leserlichen, Darstellung schweifte er ab und kam auf die damaligen Zeitläufe zu sprechen. Er berichtete von einem schrecklichen Kriege, der nun schon 8 Jahre das heilige römische Reich zerreiße und überall Greuel und Verwüstung gebracht habe. Bis in die Lande am Oberrhein sei er bis heute noch nicht gedrunken. Möge Gott der Allmächtige auch fürderhin uns behüten vor Pest, Hunger und Krieg, schließt der Hochbetagte.

Seine Bitte sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Es war gerade diesen Landen vorenthalten, Kriegsnot und Elend im vollen Umfange auskosten zu müssen. Zwei Jahre darauf brach die Pest aus. Selbst bis in die entlegensten Dörfer und Weiler drang die schreckliche Seuche und grassierte fürchterlich. Vier Jahre nach dieser Plage zeigten sich auch schon die ersten schwedischen Haufen im Fricktale. Nach einer vergeblichen Belagerung von Rheinfeldern plünderten sie Augst, Olsberg, Magden und Zeiningen. Bis in die hintersten Krachen vermochten sie jedoch nicht zu gelangen. Das war das Dorspiel. Dann kam das Jahr 1633.

Der Rheingraf Otto Ludwig drang mit seinem Heere ein und besetzte nach kurzem Kampfe die vier Waldstädte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut. Plünderungen und schwere Kriegskontributionen drückten die Gemeinden. Dann rückte der österreichische Entsatz unter Feria heran. Aber was die Feinde nicht geraubt hatten, stahlen die Freunde, Kroaten und Panduren. Doch das Schwerste brachte die kommende Zeit. 1638 drangen die Schweden unter Bernhard von Weimar erneut ein. Nach der Schlacht bei Rheinfelden wurden alle Gemeinden mit Truppen belegt und zu Kriegslieferungen herangezogen. So stieg die rasche Soldateska auch in die abgelegenen Dörfer und einsamen Juragehöfte hinauf und raubte und plünderte, wo und was sie konnte. Auf den Feldern wurden die halbreifen Aehren abgeschnitten und ganze Karren und Säcke voll hinweggeführt. Was nicht mitlief, wurde verwüstet. Wehe den Leuten, die sich nicht beizeiten flüchten konnten! Sie wurden unter unsäglichen Martern zu Tode gequält oder schrecklich verstümmelt. Manchen Fricktalerbauern wurde der sog. Schwedentrunk gereicht, d. h. die tierischen Soldaten gossen ihm ekle Tauche in den Mund und zwangen ihn, sie zu trinken. Wohin auch die Kunde von ihrem Herannahen drang, flohen die Bewohner in wilder Verzweiflung in die Wälder und auf die Berge hinauf, wo sie hungernd und frierend in Höhlen oder Klüften ein jammervolles Dasein führten. Viele sind so verhungert oder an Seuchen gestorben, an Leib und Seele verdorben. Glückliche, wem es gelang, die Wachen der Berner und Solothurner zu umgehen, um in die benachbarte Schweiz zu gelangen!

Um vor plötzlichem Ueberfall sicher zu sein, stellten die Wölflinswiler auf der Höhe des Altenberges Wachen auf, die sich untereinander und rückwärts ins Dorf durch Zeichen warnten. Nahten kleinere Abteilungen, schwenkten sie die Hüte, bei größeren verwendeten sie Fahnen. Als eines Tages das Herannahen eines größeren Reitertrupps gemeldet wurde, flohen die Bewohner in kopfloser Hast hinauf auf die Burgmatten, eine von steilen Flügen gegen Norden und Osten gesicherte Wieseninsel inmitten eines hochstämmigen Tannenwaldes, nahe der Solothurnergrenze. Ohnmächtig mußten sie da oben zusehen, wie die Feinde in ihre Häuser eindrangen, ihre Habe herausschleppten, die Felder zerstampften, die Küche zum Roßstalle entwürdigten, wie bald darauf die rote Lohe aus den Dächern schlug und das Grauen aus den geschwärzten Fensterhöhlen blickte. Langsam erglomm die stumpfe Wut in den

Seelen der wetterharten Fricktalerbauern. Man hatte ihnen alles geraubt, die Früchte ihres Fleißes zertreten, ihre Lieben ermordet. Also Auge um Auge.

Den an Zahl und Bewaffnung überlegenen Feinden war in offenen Kampfe nicht beizukommen, also rächte man sich, wie man konnte. Unterhalb des Dorfes, in Oerken, wo die Straße nach Frick durch ein enges, abgelegenes, von grünem Buschwerk umsäumtes Tal führt, lauerte man den Feinden auf, und wie sich kleinere Trupps zeigten, überfiel man sie und floh dann wieder, der Burgfluh zu. Manch schwedischer Raufbold hat hier sein Leben ausgehaucht unter Schlägen von harten Knütteln, die nicht an der Clar-Elf, wohl aber in knorrigen Fricktalerwäldern gewachsen waren. Manch furchiger Bauer fand aber auch im Oerkenbach ein ungesegnetes Grab. Noch Jahrhunderte nachher raunte die Sage von Geistern der Erschlagenen, die dort umgehen und keine Ruhe finden können.

Jahrelang blieb der Feind im Lande, und die Bewohner mußten sich versteckt halten. Das Pfarrbuch von Wölflinswil weist von 1638—41 keine Eintragungen mehr auf. Der alte Pfarrer war gestorben, der Dikar, Wilhelm Berger, geflohen, Kinder wurden geboren und laut Taufbuch im benachbarten solothurnischen Kienberg getauft. (In bello in Kienberg baptizata 1639). Nur einer hatte in diesen trüben Zeiten nicht verzagt und den Kopf hochgehalten, es war der Sigrift des Dorfes. Seinen Namen hat die Ueberlieferung vergessen. Als die Verzweiflung aus aller Augen flackerte, versuchte er die Leute zu trösten. Weil kein Priester da war, errichtete er ein Kreuz aus rohen Stämmen und betete darunter der Gemeinde vor, wie früher in der Kirche. Er begrub die Toten und trug die Neugeborenen nach Kienberg zur Taufe. Nach seinem Rat begannen die Bauern, auf der Fluh den Boden urbar zu machen, und bald reiften auf dem Räßli, wo heute längst wieder Wald ist, Korn und Gerste und rankten Feuerbohnen um ihre Stangen. Abwechslungsweise hielten die einen Ausschau nach dem Feind und die andern bebauten das Feld. So gelang es, notdürftig über die schwersten Tage hinwegzukommen. Die Zeit verrann; aber immer noch kam keine Friedensbotschaft, noch immer saßen schwedische Reiter in den wenigen bewohnbaren Häusern des Ortes. Oft stand der Sigrift am äußersten Rande der Fluh und schaute traurig auf sein Heimatdorf hinunter, auf die verbrannten Häuser und die Kirche mit dem noch immer trotzigen, breiten Käsbitenturm, den das Feuer verschont hatte. Eine Sehnsucht quälte ihn

immer mehr. Er hatte schon lange keine Glocke mehr gehört. Ob sie wohl noch droben hingen, die große mit dem tiefen Baß und die kleinste, die nicht zu den anderen stimmen wollte, weil sie nicht mit ihnen gegossen worden, sondern vom vor Jahren verstorbenen Waldbruder der Kirche geschenkt worden war? Die Sehnsucht nagte an seinem Herzen. Schließlich konnte er sich nicht mehr bemeistern, er verabschiedete sich von seinen Dorfgenossen und stieg durch den Wald hinunter, der Kirche zu. Aengstlich folgten die Augen der Zurückgebliebenen seinen Schritten, bis er hinter den Hügeln verschwand. Doch was war das? Auf einmal fing es an zu tönen, drunten im Turm. Der Wind trug die Klänge, wie aus fernen Zeiten, hinauf auf die Fluh. Die Glocken läuteten. Doch rasch, mit schrillum Mißton brach das Geläute ab. Was war geschehen? Angst kroch über die Gesichter der Hörenden.

Furchtlos war der Sigrist über den mit hohen Mauern bewehrten Kirchhof, über umgestürzte Grabkreuze und zertretene Blumen zum Turme vorgedrungen. Ruhe herrschte im Dorfe. Die Glockenseile hingen unbeschädigt von der Decke. Mit raschem Griffe packte er das eine und dann das andere und freute sich am langvermißten Klang. Dersunken in die metallene Melodie, überhörte er, wie es drunten im Dorfe lebendig wurde, wie rascher Hufschlag die Kirchhalde hinaufglitt. Würgende Fäuste umkrallten plötzlich seinen Nacken, wilde, knebelbärtige Gesichter grinsten ihn an, fremde Laute schlugen an sein Ohr — die Schweden. Ein Faustschlag — dann verlor er die Besinnung.

Ein kleiner Reitertrupp ritt von Frick talaufwärts gegen Hornussen. Im Takte schlugen die Waffen an die Weichen der Pferde. Hart schien die Sonne. Kein Wort entrann den trockenen Kehlen. Hinter dem Rücken des letzten Reiters hing eine leblose Gestalt. Ein dicker Knebel verschloß den Mund und die Hände waren blau aufgelaufen vom Drucke der Fesseln. Endlich hielten die Pferde an. Der Gefangene wurde losgebunden. Schwer sackte er zu Boden. Man warf ihn in eine Ecke des Dorfplatzes und kümmerte sich vorläufig nicht mehr um ihn. Es war der Sigrist von Wölflinswil. Allmählich erwachte er und sah sich um. Noch standen die Häuser und die Kirche von Hornussen. Die Bewohner hatten sich mit dem Feinde zu verstehen gesucht, hatten dem General, der dort das Hauptquartier aufgeschlagen, fette Schweine und Kälber in die Küche geliefert. Aus ihren Glocken wurden Kanonen ge-

gossen und selbst ihre silbernen Rosenkränze gaben prächtige Uniformknöpfe.

Nach einiger Zeit wurde der Sigrift vor den General gebracht und daselbst, die Pistolenmündung vor den Augen, über den Aufenthalt seiner Dorfgenossen ausgefragt. Dann führte man ihn wieder weg und warf ihn gebunden in seine Ecke zurück. Lange lag er da und dachte an seine Heimat, die er nie mehr zu sehen glaubte. Auf einmal hörte er einen Lärm, Töhlen und Pferdegetrampel. Ein Trupp schwedischer Reiter sprengte unter lautem Hallo ins Dorf. Voran Dragoner mit drallen Weibern vor sich, hintennach rollte ein ächzender Bauernwagen, auf dem ein bauchiges Weinsfaß lag. Rasch stieg man ab und begrüßte die lagernden Kameraden. Nun hob ein tolles Gelage an; der Wein floß, daß dem schmachtenden Küster in seiner Ecke der Mund ordentlich wässerte. Nachdem die Soldateska ihren Durst gelöscht hatte, lockten sie die Dirnen zum Tanze, aber keine Spielleute waren aufzutreiben. Unser Sigrift, der wohl wußte, daß er hier bestenfalls aufgeknüpft werden sollte, war schlau genug, diesen Umstand auszunützen. Er machte sich bemerkbar, er sei ein Spielmann und wüßte trefflich aufzuspielen, wenn er nur seine Geige hätte, diese aber liege unnütz in seinem Dorfe. „Der Hund soll sie holen“, schrien die Soldaten unter dem Baum.

Seine Fesseln wurden gelöst und er mit den Händen an einen Pferdeschwanz gebunden. Ein Reiter saß auf und fort ging's. „Wo ist der nächste Weg, Schelm?“ fragte dieser unterwegs. Er gab den über Herznach an. So kamen die beiden, statt auf offener Straße bei stockfinsterner Nacht durch das Junkholz, eine einsame Bergwaldung zwischen Herznach und Wölflinswil. Hier kam das Roß nur mühsam vorwärts. Der Pfad führte durch einen Hohlweg. Gestürzte Bäume lagen da faulend und modernd quer über den Weg. Viele Klafter Scheitholz standen verschimmelt zu beiden Seiten. Niemand hatte, seit Jahren, eine Fuhrre hier abgeholt. Indessen gelang es dem hinten Nachgeschleppten, eine Hand frei zu bekommen. Blitzschnell packte er ein Scheit von der nächsten Beige und hieb es dem Führer krachend über den Kopf, daß diesen die Sinne verließen und er aus dem Sattel kollerte und liegen blieb.

Rasch schwang sich der Sigrift aufs Pferd und raste davon zu seinen Leuten auf der Burgfluh. Diese hatten bisher in großer Angst gelebt. Da man befürchtete, die Feinde hätten das Versteck entdeckt und würden sich rächen, beschloß man, am nächsten Tage

die Grenzsteine zu versetzen, daß die Burghalde inskünftig in den Bann der Gemeinde Kienberg zu liegen kam. Kienberg gehörte dazumal schon zu Solothurn und war von einer Grenzwahe besetzt. So wohnte man hinter der Schweizergrenze, die von den Schweden streng respektiert wurde. Hier blieben die Flüchtlinge in der Folgezeit auch ziemlich unbelästigt. Wenig eidgenössisch wurden die Wölflinswiler allerdings nachher behandelt, als der Schwede wieder aus dem Lande war. Das Gebiet nämlich, das sie damals unter Schweizerchutz gestellt hatten, gaben die Kienberger später nicht mehr heraus, sondern verleibten es ihrem eigenen Banne ein. Vergebens klagten die Uebervorteilten, man wies auf die versetzten Marksteine, und deshalb läuft noch heute die Grenze mitten durch die Burgmatten.

Zur Zeit, als der Sigrift zu den Seinen zurückgekehrt war, hatte man die Vorräte aufgezehrt. Ohne Geld war in Kienberg kein einziger Laib Brot erhältlich. Da entschloß sich der wackere Küster, sein feuriges Schwedenroß zu veräußern.

Er ritt eines Tages über das Gebirge nach Gösgen und bot dem dortigen Landvogte, der als Pferdeliebhaber bekannt war, den Hengst zum Kaufe an. Wie erstaunte dieser, als er das Tier sah. Von diesem Schlage hatte er noch nie etwas gehört. Das Pferd war am ganzen Leibe lauchgrün. Der gnädige Herr zahlte sofort bare achzig Doublonen dafür aus. Mit diesem Gelde kehrte der Sigrift zu seiner Gemeinde zurück, und die Summe reichte gerade, um der drohenden Hungersnot zu wehren.

Der Landvogt von Gösgen erlebte aber mit dem grünen Schwedenroß keine sonderliche Freude. Es war unbändig und warf den geübtesten Reiter ab. Auch wollte bald kein Roßknecht mehr in den Stall; denn in der Nacht wurde das Pferd schwarz, und in den Augen glimmte Feuer. So war der Landvogt schließlich froh, als ihm ein reisender Jude eine geringe Summe dafür bot. Derselbe verkaufte es wieder irgendwo im Solothurnischen an einen Ammann. Das ganz Dörflein staunte über das grüne Tier und umstand es gaffend. Auf einmal packte dieses des Ammanns Söhnlein am Hosensack und lief mit ihm zum Dorf hinaus, die ganze Bevölkerung schreiend hintennach. Doch als es genügend weit von der Ortschaft entfernt war, setzte es das Büblein unverfehrt ins Gras und wartete geduldig auf das herbeieilende Volk. Hier ließ es sich geduldig fangen und binden.

Als die Leute ins Dorf zurückkamen, humpelte ihnen ein alter Mann entgegen, der allein zurückgeblieben war. „Denkt euch“, rief er, „der Schwed ist hier gewesen und hat das grüne Roß gesucht, es gehört dem Könige selbst. Weil aber das Dorf so verlassen war, fürchteten sie einen Hinterhalt und zogen alsbald ab. „Das grüne Roß hat uns gerettet“, schrieen die Leute, laßt uns eine Prozession abhalten und alle Glocken läuten ihm zu Ehren. „Nein, erwiderte der Greis, laßt uns das Pferd verkaufen, auf daß es nicht nochmals die Schweden in unser Dorf locke.“ Der Ammann war mit dem Vorschlag einverstanden und versprach, das unheimliche Tier morgens auf den Roßmarkt nach Basel führen; denn er dachte, auf diese Weise den Geldbeutel ordentlich mit Doublonen füllen zu können. Er tat's. Doch auf dem Weg warf ihn das Swedenroß in einen Sumpf und war verschwunden.

Seither ist es wieder in Wölflinswil. In der Fastenzeit trabt es vom Gerken her durch den Bach bis zu den weißen Steinen und von dort durch das Kelenbächlein bis zur Quelle und verschwindet gegen die Burgfluh. Noch im vorigen Jahrhundert will man es beobachtet haben.

Die Wölflinswiler aber waren nach Beendigung des Krieges wieder in ihr Dorf heruntergestiegen. Nur drei Häuser hatte das Feuer verschont, sie stehen heute noch. Schwedenhäuser heißt man sie im Volksmund. Mit ihren hohen Giebeln und 3. T. gotischen Fensterkreuzen, von denen die untersten vergittert sind, stechen sie ordentlich ab von den andern einfirstigen Jurahäusern. Von der Kirche war noch der mockige Käsbissenturm stehen geblieben, der heute noch trotzig in die Landschaft blickt. In zähem Eifer wurde wieder aufgebaut. Schon 1668 konnten zwei Glocken umgegossen werden. Bereits 1653 wurde die Pfarrei dem durch die Kriegswirren schwer geschädigten Stift St. Martin in Rheinfelden einverleibt zur Mehrung der Einkünfte. Als 1771 Rheinfelden seine immer noch schadhafte Pfarr- und Stiftskirche aufbaute, hatte Wölflinswil 120 Pfund Beisteuer zu entrichten.

Den Sigristen aber, der in all den bösen Zeiten der Gemeinde so treue Dienste geleistet, hielt man hoch in Ehren. Dankbar gaben die Wölflinswiler ihm und seinen Nachkommen den Sigristendienst auf ewige Zeiten. Einem seiner Urenkel aber, der im vorigen Jahrhundert lebte, soll das „Dätschgütterli“ (Branntweinfläschchen) lieber gewesen sein als das Glockenseil. Er soll sich oft so voll getrunken haben, daß er vergaß, die Zeichen morgens, mittags

und abends zu läuten, sodaß man ihn seines Amtes entsetzen mußte. So kam der Dienst wieder aus der Familie. Zur Erinnerung an die bösen Kriegszeiten wird heute noch, im Sommer zwischen Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung, von den Kindern der Rosenkranz gebetet.

R. II/299, gekürzt.

124. Tanzende Hexen auf Wid.

Von Lannwald und niederem Gestrüpp umschlossen, liegt einsam im Mondschein das Wid, die einstige Allmend von Wölflinswil. Da fliegen von allen Seiten leichte Gestalten heran und fügen sich zum Tanz auf dem weiten Plan. Lautlos schlingen sich ihre Glieder im Takt, und ihre nackten Leiber schimmern marmorn im Licht. Doch kommt der Landmann frühmorgens zur Stelle, findet er dunkle Kreise im Grün. Hexenringe nennt er sie, und ängstlich flieht er den Ort.

Volksmund.

125. Der Dreihundertjährige am Strichenberg.

Vor Jahren wurde einmal der Strichen, auf den die Fricktaler als auf den höchsten aargauischen Bergzug gehörig stolz sind, im Gemeindewerk abgeholzt. Damals befand sich der Grethans von Wölflinswil eines trüben Wintermorgens ganz allein auf der Höhe dieses einsamen Waldberges und hieb sich das ihm zukommende Teil Reiswellen.

Da trat aus einer unwegsamen Waldlücke heraus plötzlich ein großer, dürrer Mann zu ihm in völlig roter Tracht. Ein rotes Wollhemd reichte ihm über die Hüfte, er trug rote Kniehosen und rote Strümpfe, Rinkenschuhe mit fingerbreiten, funkelnden Messingschnallen und auf dem Kopf einen Dreispitz. Ein solcher Hut, den man mittelst Schnüren in eine dreischnäuzige Form aufbinden, gegen Regen aber als Schlapphut breit auseinander schlagen konnte, war vor Zeiten hier herum allerdings üblich gewesen. Aber zum Aussehen dieses Mannes paßte er gar nicht, der, wenn er zum Uebrigen noch ein rotes Käppchen getragen hätte, ganz einem stattlichen Schützenzeiger glich. Der Grethans besann sich eben, von welchem Scheibenschießen wohl der in diese weglose Gegend herkommen könnte. Da begann der Rote, indem er

das Tal drunten überblickte: „Vor dreihundert Jahren hättest du wahrlich hier auch nicht so allein Holz gefällt!“ Der Grethans dachte bei sich: Also wieder so ein Faulenzer, der zu jeglicher Arbeit einen Gesellschafter haben muß! Und nicht einmal einen guten Tag bietet er dir und duzt dich schon im ersten Augenblick! Er antwortete ihm daher wie einer, der dem Fopper das gleiche Wort zurückgibt und sagte: „Freilich hätte ich vor dreihundert Jahren weder ganz allein noch in großer Gesellschaft, noch auch mit dir mein Brennholz hier hauen können, weil wir ja alle zusammen noch nicht auf der Welt gewesen sind, ausgenommen vielleicht dein Hut da.“

„Das ist nicht die Ursache“, sagte der Rote begütigend, „sondern weder ein Mann einzeln, noch viele Männer zusammen würden sich damals hier herauf gewagt haben, so viele Wölfe gab es hier herum. Und dein Dorf Wölflinswil bekam ja von ihnen seinen Namen damals, vor dreihundert Jahren.“

„Das ist aber dann doch nur die Schuld der damaligen Leute gewesen“, erwiderte der Grethans, „sie werden eben auch wie du lieber auf das Schützenfest als auf die gefährliche Wolfsjagd gelaufen sein. Hätten sie die Wölfe nur brav zusammengepulvert.“

„Zusammengespießt, mußt du sagen“, unterbrach ihn der Rote, „denn in seinem ganzen Hause hatte der Bauer keinen Schuß Pulver vor dreihundert Jahren. Da drunten auf dem Platz in Oberhof, den ihr jetzt auf der Hofstatt nennt, hat der erste gewohnt, und ausgebälgte Wölfe hingen so viele ringsum unter seinem Dachrande, daß er mehr Stroh, als jetzt auf eurem Felde steht, allein nur in die Wolfsbälge zu stopfen hatte. Aber jetzt ist eben überhaupt nicht mehr der dreifache Ertrag an Frucht und Obst vorhanden wie vor dreihundert Jahren. Sobald im Frühling der Gerkenbach groß wurde, schwamm er voll Schwarzkirschen, und im Herbst lag er so voller Äpfel, Zwetschgen und Nüsse, daß meine Base ihre Herbstwäsche statt im Bache hier oben beim Heidenbrünnlein hielt. Dann wurde allemal der ganze Strichenberg schneeweiß, wenn ihrer Schwester Tochter die Bett- und Tischtücher zum Trocknen aufhängte vor dreihundert Jahren. Das muß aber eine schlechte Wirtschaft gewesen sein, erwiderte ihm der Grethans. Da hätten sie doch Schnaps daraus brennen sollen und Kirschwasser, anstatt es den Bach hinab schwimmen zu lassen, das viele Obst!“

„Es ist gleichwohl nicht verloren gegangen“, sagte der Rote, „denn die Schweine haben sich herrlich damit gemästet. Und trieb

sie der Dettler einmal auf den Markt nach Basel, so waren es ihrer so viele geworden, daß er mit den letzten noch nicht im Frickertor stand, wenn die vordersten schon zum Mülhausertore wieder hinaus-zogen. Seht, da kommen die Roten, riefen alsdann die Basler Metzger und bezahlten sie ihm wannenweise mit Brabanterthalern und saumweise mit Elsässerwein, wie er süß und herrlich geraten ist vor dreihundert Jahren.“

Jetzt wußte der Grethans nichts mehr zu erwidern, aber er dachte sich: Mach dich einmal fort, du Aufschneider! Da kehrte sich der Rote, ohne Abschied zu nehmen, um, und ging in der Richtung nach Oberhof bergab. Was für einen Weg will er nur da machen über Stauden und Stämme, über Stock und Stein? Denn dort über die holzgerade Felsenwand hinunter ist wohl auch vor dreihundert Jahren noch keine Klaue und kein Fuß gekommen! So sagte der Grethans bei sich selbst, sprang dem Unbekannten ein paar Schritte weit nach und schaute und staunte. Unaufgehalten schritt der Rote ohne Weg und Steg geradeaus über die senkrechte Kluft und jenseits in den Wald hinein, als ob er die dichte Wand der Tannenbäume niedertreten könnte. Der Grethans nahm schnell zum Beten seine Zuflucht, um des Grauens Herr zu werden. Des Roten immerwährendes Wort wurde ihm plötzlich befremdend deutlich. Er wußte nun, was es auf sich hatte, allein gewesen zu sein auf dem Strichenberg vor dreihundert Jahren.

(Mit gütiger Erlaubnis des Verlages H. R. Sauerländer, aus Schweizerfagen, nach Th. Herzog, herausgegeben v. Arnold Büchli, I. Bd. S. 206).

Oberhof

126. D'Härdwibli am Strihe. (Wölflinswiler Mundart)

Friener heis d'Lüt i dem ghüblige Land no besser gha weder hütigestags. Do hei-ne-ne d'Härdwibli ghulfe, das si chlini Lütli gsi und hei ne Menschefueß und e Gänsfueß gha. Wenn eine z'Acher gfahre het und s'isch bös gange, so sis em cho hälfe, derno isch es g'gange wie gweuscht. Dersfür het ene derno d'Bürene ame e dicke Zibeleweihe uf e Pflug gleit, und wenn sie am Morge wieder cho si, isch jedesmol e Napoleon druf gsi.

Im Ifang si doz mole siebe Hüser gstande, dörthi si die Wibli ame z'Licht. Dört hei si inere Frau e Chnauule Rischte geh, si söll si spinne, si dörf aber niem öppis säge dervo. Do het die Frau gschpunne und gschpunne und drü Johr lang isch die Chnauule immer glich gsi. Ihres Bäsli het sie immer gfroget und plooget, wie sis au miech, si spinn allwil und heig glich vill Rischte. Z'letscht hets-eres gseit. Do het si aber umme no zweu Spüehli chönne spinne, derno isch fertig gsi. D'Härdwibli si aber vo dört a nümme cho.
R. I/268.

127. Die Taufe der Erdleute.

Zwei Oberhofermädchen waren einst in der Erntezeit am Garbenschnneiden auf dem Feld. Plötzlich schrie das eine: „Ursi, schau diese mächtig große Kröte! Soll ich ihr eins mit der Sichel geben?“ „Nein, Bürgi“, rief die andere Schnitterin, „bei Leibe nicht. Schau nur, wie sie dick und aufgeblasen ist, sie wird uns wohl zu Gevatter bitten wollen.“ Inzwischen war die Kröte weggekrochen, und die beiden Mädchen schnitten weiter.

In der Nacht, als beide ruhig schliefen, klopfte es hart an ihr Fenster, und eine Stimme sprach: „Ursi, denk an dein gestriges Versprechen, steh auf und komm mit!“ Ursula hatte auf den ersten Anruf geantwortet und war zur Türe gegangen, weil sie glaubte, ihr Schatz aus dem Dorf warte auf sie. Als sie sich aber an ihr gegebenes Wort mahnen und vom Fortgehen hörte, erschrak sie, doch in Angst und Ratlosigkeit öffnete sie. Vor ihr stand ein winziges Erdmännchen und bat sie dringend, mit ihm zu gehen. Das Mädchen folgte. Sie stiegen die Anhöhe gegen Lenzmatt aufwärts. Am Strichen stiegen sie in eine Tiefe hinunter, die Ursi vorher noch nie bemerkt hatte, hier öffnete sich vor ihnen ein unterirdischer Gang. Diesen durchschritten sie. Schließlich traten sie auf eine weite, taghelle Wiesen-Ebene hinaus, auf der eine ganze Menge zierlicher Häuschen standen. Ein jedes schien aus Glas gebaut, die Lichtlein leuchteten selbst aus dem Dach heraus. In ein solches Häuschen führte der Begleiter das Mädchen. Hier lag ein Erdweiblein ganz blaß im Bett und hatte neben sich ein neugeborenes Kind. Dieses gab man dem Bauernmädchen auf den Arm, und sie mußte es einem langen Zuge von Erdmännchen voran, auf der Stelle aus dem Hause tragen. Statt auf den Arm nahm sie das daumensgroße Kindlein in die hohle Hand. Ihr früherer Führer

wies sie in eine eben so glänzend erhellte Kristallkirche hinein, um hier Kindstaufe zu halten. Sie weigerte sich nicht und vollzog nach katholischem Brauch die Nottaufe an dem Zwergenkinde. Nachdem alles beendet und das Kleine wieder zur Wöchnerin zurückgebracht war; zog diese fünf Strohhalme aus ihrem Strohsack heraus und bot sie ihrer neuen Gewatterin zum Andenken; für die Schwester Bürgi jedoch übergab sie ihr zugleich einen kostbaren Gürtel. „Dieser Gürtel gehört deiner Schwester, aber daß ja niemals weder sie noch ein anderes ihn umgürtet, bis ich es einmal werde wissen lassen.“

Das Erdmännchen führte Ursula wieder durch den unterirdischen Gang zurück. So wie sie unter den freien Himmel gekommen waren, zeigte es ihr auf den Birnbaum hinunter, der an der Grenze ihres väterlichen Gutes stand, und das sie in vollem Mondschein wohl erkannte, dann verließ sie der Kleine. Als sie ihrer Befangenheit los geworden, fing sie an, das elende Geschenk zu zürnen, das man ihr bestimmt hatte, und warf von den Strohhalmen sogleich viere aus dem Tüppensack. Wie sie nun aber zu dem Birnbaum kam, fiel ihr plötzlich ein, gleich hier die besondere Wirkung des Gürtels zu erproben, den man ihr für ihre Schwester mitgegeben hatte. Kaum hatte sie nun den Gürtel um den Stamm gespannt so zerspaltete der Birnbaum in tausend Splitter und sank zu einem Häuflein Asche zusammen. Tief erschüttert dachte jetzt das gute Mädchen an seine Schwester, und wie es dieser hätte ergehen können, wenn ihr das verwünschte Zaubergeschenk jemals zugekommen wäre. Eiligst rannte sie davon, um daheim von der überstandenen Gefahr zu erzählen. Aber zu Hause wollte niemand, nicht einmal Bürgi, ihr glauben. Vergebens berief sie sich auf den Gürtel, der war ja mit dem eingeäscherten Baume verschwunden, und ihre paar elenden Strohhalme hatte sie weggeworfen. Zuletzt suchte sie nach dem Letzten im Sack und zog vor aller Augen einen goldenen Schauthaler heraus. So wie der Tag anbrach, suchte man am ganzen Strichen nach den andern vier Halmen; aber weder sie, noch Schauthaler, noch Gürtel fand man mehr.

Die Zwerge sind längst aus der Gegend verschwunden. Nur noch das Aeschen- oder Heidenbrünnlein erinnert an sie. Alle Freitage im Jahr fließt es trübe. Dann halten die Erdleute Wäsche, tief drinnen im Strichenberg.

R. I/270.

128. Die Goldgräber am Strichen.

Am Strichen, nahe der Benkenstraße ist noch heute in einer Wiese eine ringförmige Vertiefung zu sehen. Dort haben im letzten Jahrhundert, nach den Erzählungen alter Leute, einige Oberhöflerbauern nach Gold gegraben. Nach der Sage soll nämlich das Innere des Strichenberges Gold bergen. Daher kommt der goldfunkelnde Lehm, den eine Quelle von Zeit zu Zeit hervorschwemmt. Aus diesem Golde verfertigten die Erdmännlein ihre Goldstücke, die sie früher den Leuten so freigebig schenkten. Bald fand sich ein Bergknappe, der den Leuten Anleitung gab, wie sie sachgemäß einen Stollen in den Berg treiben sollten. Die Schatzgräber aber überließen sich seiner Leitung und trieben einen Stollen wohl eine Viertelstunde weit in den Berg hinein. Doch stellten sie das Unternehmen bald wieder ein, weil die Erfahrungen und Erlebnisse sie beängstigten.

Im Anfang begegneten die Schaufler einem im Innern mächtig sich auftürmenden Felskegel, der ihnen die Richtung zu sperren drohte. Während man versuchte, ihn zu umgehen, fand sich's, daß er rundförmig wie ein einzelstehender Turm für sich emporstieg, und man konnte ihn also nebenher stehen lassen. Allein, man fand in seiner Grundlage ein eigentümlich schwarzes Loch, und dies reizte einen der Bauern hineinzusteigen. Er fand das Innere ganz einer Schloßküche ähnlich; von oben her jedoch hing ein einzelner Felsen herab, der sich wie der Klöppel einer Glocke bewegte und drohte, den Verwegenen augenblicklich zuzudecken. Weiter innen trafen die grabenden Männer auf einen Abgrund, der abermals zu ihrem Glücke sich nur seitwärts hinzog und ihnen kein Hindernis wurde. Derselbe war so erstaunlich tief, daß man von nun an allen Schutt des Stollens, den man vorher mit Mühe und Zeitverlust zum Berg hinaus hatte karren müssen, in ihn hinunterleerte. Nie aber konnte man am Tone des hinabkollernen Gesteins schließen, daß der Abgrund sich ausfüllen würde. Noch tiefer drinnen im Berge erschien ein See, mit dessen Spiegel man in einerlei Richtung stand. Jenseits desselben hatte ihnen der Knappe schon vorher gesagt, werde das Goldlager anstehen; denn aus jenem Gewässer müsse jene Quelle stammen, die den goldhaltigen Lehm führe. Doch niemand wollte sich entschließen, dieses schwarze und unübersehbare Gewässer zu überfahren, und die Leute wurden uneinig. Des Nachts, da sie zusammen in ihrer Kammer lagen,

sahen sie auf ihrem Werkzeugkasten eine dünne Flamme lange brennen. Dies deuteten sie nun auf die nahe Gefahr, die ihrem Leben drohe, und sie ließen den Bau verfallen.

R. I/271.

129. Die Kränzleinjungfrau bei Oberhof.

An der alten Straße zwischen Wölflinswil und Oberhof floß früher eine Quelle. In mondhellen Nächten sah man dort eine Maid mit aufgelösten goldenen Haaren. Aus Blumen flocht sie ein Kränzlein, und ein irdener Krug, gefüllt mit flüßigem Golde, stand vor ihr. Einem Burschen von Oberhof bot sie einst lächelnd den Krug; doch er floh. Hätte er ihn genommen, er wäre reich und glücklich geworden; denn er hätte die Jungfrau erlöst. So aber verfolgte ihn von der Stunde an das Unglück.

Volksmund, R. I/148.

130. Die wilde Jagd.

In Wölflinswil hört man zu Zeiten eine wunderbare Musik. Von der Burgfluh herunter erklingen Hörner und Trompeten, und über Altenberg und Homberg verliert sich der Klang. Doch auf die lieblichen Töne folgt greuliches Unwetter, ein Tosen und Brausen erfüllt die Luft, und nicht selten bricht ein Hagelwetter herein, das die Arbeit des Bauern in kurzer Zeit vernichtet.

Zwei Burschen gingen vor Jahren von Oberhof nach den Stockmatthöfen. Oberhalb des Stalden hörten sie plötzlich im gegenüberliegenden „Weidli“ ein furchtbares Krachen und Tosen. Zugleich erklangen Waldhörner aus dem Berge heraus. Ein Poltern, das alles Gehörte übertraf, machte die Gegend erzittern, und ein Windstoß riß den beiden die Hüte vom Kopf. Wie sie zurückschauten, folgten ihnen zwei kohlen schwarze Hunde mit Augen wie Pflugsräder. Erst bei den Benkerhöfen verschwanden die Gespenster wieder.

Volksmund.

131. Der Schimmelreiter an der Burgfluh.

Wird unten an der Burgfluh ein Ritter auf weißem Pferd gesehen, so steht ein großer Krieg bevor; dasselbe weisagt man auch von dem wilden Jäger Burkhard, der sich früher oft im Frick-

tal sehen ließ. Er nimmt seinen Weg vom Sammelplatz bis zu dem Punkte, wo das Dorf Abbizius versunken ist. Sein Kopf ist unkenntlich unter einem tief herabhängenden Hut, seine Hundesmeute folgt ihm, er ruft: Hup-Hup! und verschwindet hinter einer Scheiterbeige. Man sucht die Stelle seines Schloßes am Sennhof bei der Farnsburg (Baselland).

R. I/197.

132. Derborgener Schatz am Sälibrunnen.

Der Sälibrunnen ist ein frischer Bergquell an der Nordhöhe des Strichenberges. Er gilt im Volke als Eigentum der Erdmännlein. Fünf große Zinnkannen stehen um ihn herum, doch nähert sich jemand der Quelle, schlupfen sie alsbald in den Boden hinein. Dort soll ein Trog voll Gold versenkt sein, der auf den wartet, der ihn hebe. Dies versuchten vor Zeiten einmal ein paar Mannen aus dem Dorfe, und der damalige Ortspfarrer Bürgi versprach ihnen seinen Beistand; er wollte aber keinen Anteil an dem Geld. Eines Nachts gruben die Männer, wortlos, wie ihnen der Pfarrer geraten. Bald klirrte die Hacke auf Eisen, und nach kurzer Zeit konnten sie den Trog herausheben.. Wie einer sich aufrichtete, um sich den Schweiß von der triefenden Stirne zu wischen, erblickte er einen Reiter, der auf einem Schimmel über die Felder dahergestürzt kam. Er glaubt, es sei der Pfarrer, der wegen seines Zipperleins hie und da seinen Schimmel ritt. Schon von weitem ruft der Reiter: „Ich will s'halb, i will s'halb!“ Jetzt ruft der beobachtende Mann zu den andern: „Seht ihr, der Sappermentspfaffe will schon die Hälfte, wenn ihn nur ein Donnerwetter trafe!“ Wie er das gesagt hat, verschwindet der Trog mit samt den Werkzeugen mit lautem Getöse wieder in den Boden hinein. Der Reiter aber war verschwunden. Dieser war nämlich nicht der Pfarrer, der zu jener Zeit samt seinem Schimmel ruhig zu Hause saß, sondern der Teufel, der die Schatzgräber genarrt hatte.

R. I/19.

133. Die Heiden auf den Pilgerhöfen.

Im Pilger, das ist ein einsam weltverlorenes Stück Erde droben an der Wasserscheide zwischen Aaretal und Rheintal. Hingeklebt an steile Halden liegen mehrere Gehöfte. Dort hielten sich früher

Heiden auf. In des Böppelers Haus hatte eine ganze Familie Unterkunft, und der Ludi, dem damals das Haus gehörte, war gar nicht unzufrieden darüber; denn ihr Weib, die Heidenmarie, brachte ihm vielerlei Nutzen. Sie ging häufig nach Oberhof und Wölflinswil ins Dorf hinab, da hatte sie Brotwürfel an einen langen Faden gebunden und schleppte sie hinter sich her durch die Dorfgasse. Gierig schnappten Hühner und Enten, die der Bauer oft zu füttern vergift, nach den Brotwürfeln, und die Heidenmarie zog sie dann am Faden unter die Schürze und machte sich damit aus dem Staube. Gegen etliche Maß Milch grub sie den Leuten auch Kräuter unter das Haus und schützte es so gegen Blitzschlag und Feuersbrunst. Erhielt sie auf diese Weise nicht überall die verlangte Milch, so merkte sie sich die Namen der Kühe, alsdann band sie zu Hause ihren Kleiderriemen an die Ofenbank, strich melkend am Riemen herunter und murmelte dabei die Namen der Kühe. Da floß Milch in ihren Eimer von jeder der Kühe. Diesen aber schwohlen zu Hause die Euter auf, und die Milch verging ihnen. Die Heidenmarie lebte mit zwei Männern, dem Heidentoni und dem Heidenseppli. Wenn diese Speck oder Schnitze für den Haushalt brauchten, so kamen sie hinab in den Pfarrhof zu Wölflinswil, zum Pfarrer Scholläme (siehe Nr. 109), der alle Zauberbücher zusammenkaufte und Tag und Nacht darauf studierte, ein Hexenmeister zu werden. Gegen einigen Proviant lehrten sie ihn ihre Kunststücke. Als einst der Sigrift zu ihm ins Zimmer trat, um ihn zum Gottesdienste zu begleiten, hatte der geistliche Herr eben eine Welle vor sich und bohrte mit einer glühenden Eisenstange darin herum. Der Sigrift fürchtete, das ganze Haus möchte darüber in Brand geraten; also nahm er eilig die Strohwellen und warf sie auf den Hof hinaus. Aber lachend kam ihm der Pfarrer nach und trug sie gar in die Zehntscheune hinein. Hier brannte er ein großes Loch mitten hindurch. Die Strohwellen selbst aber brannten weiter nicht. Dies war eines der Kunststücke, das ihm der Heidenseppli gelehrt hatte.

Einst waren die beiden Heidenmänner samt ihrem Weibe auf den Jahrmarkt gegangen und hatten dabei zuviel des Guten im Weine getan. Auf dem Heimweg gerieten sie miteinander in Streit. Die Heidenmarie wurde des Zankens müde, ließ die beiden stehen und war lange vor ihnen zu Hause. Lärmend traten endlich auch die Männer zur Türe herein und ihr erstes Wort gegen die Marie war: „Was hast du uns Gutes gekocht?“ Diese aber blieb schmolend und brummend auf dem Ofensitze und gab ihnen keine Antwort. Da

nahm der Heidensepp ein großes Metzgermesser vom Tisch, und mit den Worten: pitsch, patsch! stieß er es ihr mit rückwärts gestellter Hand zweimal in die Brust. Sie stürzte vom Ofen auf den Boden herab und war sofort tot. Die Hausleute waren arg erschrocken, und der Ludi rannte auf der Stelle zum Pfarrer hinunter und fragte, was zu tun sei. Er erhielt folgende Antwort: „Unter der Stuben- und Haustürschwelle müßt ihr ein Loch graben, die Alte an den Karst hacken, sie darunter durch zum Hause hinaus ziehen und draußen verlocken. Macht ihr's anders, so kommt sie euch wieder und geistert.“ Der Ludi tat dies pünktlich so und verscharrte sie auf der Hargethalde. Dort geht sie nun als ein rotes Schwein um und schnaubt und tobt oft so, daß man glaubt, die ganze Halde falle herunter. Der Harget-Jokeb hat sie oft gesehen. Auch der Heidenseppli kommt im Grabmättli, einem Sandstücke bei Oberhof, als ein großer, härtiger Mann auf die Leute los, wird zusehens größer und vertreibt namentlich die Holzschelme aus der benachbarten Staatswaldung.

R. II/213.

134. Der grüne Reiter auf grünem Roß.

Aus der Pfaffenhalde, der Staatswaldung von Oberhof, kommt bei Regenwetter ein grüner Reiter auf grünem Roß herabgeritten. Vor ihm her geht Hundegebell, und alle Hunde des Pilger antworten ihm. Vielerlei Menschen und Tiere folgen ihm, ganze Rudel Katzen und dreierlei Schafe. Anfänglich scheinen sie nur von gewöhnlicher Art, doch plötzlich blähen sie sich auf zur Größe eines Stieres; auch die Mannsgestalten hinter ihm schießen mit einem Male auf, wie rauschende, hohle Bäume. Sie füllen das Tal, als müßte drinnen alles von ihrer Ueberlast erdrückt werden, dann saust und dröhnt es, daß Berg und Wald herabzubrechen scheinen. Dies währt jedoch nur einen Augenblick; denn kaum sind diese Ungeheuer nahe, so sind sie auch schon wieder weg wie Wetterleuchten. Bei Tag jagt er durch die Lüfte, bei Nacht kommt er mit drei Rappen zur Erde gefahren. Sein Weg geht im Beginne über das Wald- und Ackerland hin, welches der Kapf, das Juch und das Grabmättlein heißen, dann fährt er zu unterst oder zu oberst, entweder durch das Pfeifergäßlein oder durch das Küferhansengäßlein nach Oberhof hinein, zieht auf der Sandstraße fort nach Wölflinswil, dort hinter der Dorfkirche hinauf auf den Bühl, wo ehemals

eine Ritterburg gestanden hat; von da fährt es noch manche Stunde weiter, vor allem ins Dorf Wittnau hinüber und in die Ruine Homberg hinauf.

R. II/380, Volksmund.

135. Der Erlacher im Pilger.

Im innern Pilger bei Bitterlis Hof stand noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine alte, verlassene und verlotterte Scheune. Niemand benutzte sie, und der Besitzer umging sie stets mit einer gewissen Scheu. Es war etwas nicht geheuer in diesem Bau. In manchen Nächten erhebt sich droben auf dem Kamme der Egg ein tosender Sturm. Dann durchzieht ein fürchterliches Brüllen, Wehgeschrei und Tosen die alte Scheune. In dem unsäglich wüsten Lärm hört man das Locken der Hunde, das Blasen von Hörnern und der Jagdschrei: Hup-Hup. Dann rollt es sich aus dem Heustadel gerade über das Gebirge hinab in den Talbach. Hierauf bricht ein fürchterliches Gewitter mit Blitzeinschlag und Donnerrollen über das Tal von Oberhof hinein. Das Volk nennt diese Erscheinung den Erlacher und gibt der Sache folgenden Grund:

Graf Ludwig von Erlach (wahrscheinlich handelt es sich um den französischen General-Lieutenant Johann Ludwig von Erlach † 1650) war der Schweizer Feldherr gewesen in vielen Schlachten. Zu seinem Schlosse Kastelen im Schenkenbergertal hatte er sich auch die Pilgersennhöfe gekauft. Dort, bei des Böppelers Hof, ist die Stelle des alten Sennhauses, das vor Jahrhunderten noch allein in der Bergeinsamkeit stand. Hier pflegte Rudolf von Erlach in seinen alten Tagen den Sommer und Herbst über Ruhe und Frieden zu suchen; zwei Knechte und zwei alte Jagdhunde machten seine ganze Umgebung aus, und niemand störte ihn in dieser Zurückgezogenheit, wenn nicht zuweilen der ungebetene Rudenz erschien, sein Schwiegersohn, der jenseits der Aare, oben im Ruedertal, auf Schloß Rued wohnte. Dieser hatte Erlachers einzige Tochter zur Frau, aber er war ein Trunkenbold, der, nachdem er Besitz und häusliches Glück verschleudert und verscherzt hatte, nun dem greisen Schwiegervater zur Last fiel. Zu wiederholten Malen schon hatte der Alte für den leichtsinnigen Verschwender einstehen müssen; heute, an einem Herbsttage, erschien Rudenz mit dem gleichen Anliegen wieder hier oben. Als er zu ihm in die Stube trat, hatte Erlach eben Mittagsruhe gehalten und lag noch auf dem Feldbett,

seine beiden Doggen vor ihm. Niemand war sonst auf dem Hofe. Die beiden Diener jagten im Walde.

Rudenz begann mit dem bekannten Begehren, wiederholte es und sah sich wiederholt und entschieden abgewiesen. Da sprang er nach Erlachs Helden Schwert, das ob dem Bette an der Wand hing, und schlug dem Greise das Haupt mit einem Hiebe ab. Dann entfloß er das Gebirg herab zur Aare und wollte sie überschwimmen, aber heulend verfolgten ihn die beiden Doggen und trieben ihn überall vom Ufer weg. So konnte er sein Schloß Rued nicht erreichen und wendete sich fliehend wieder dem Gebirge zu. Immer die Hunde an den Fersen, gewann er das Versteck jener einzeln stehenden Scheune im innern Pilger, warf die Türe zu und verkroch sich ins Heu. Aber auch hier spürten ihn die Hunde auf. Mit fletschenden Zähnen hielten sie draußen vor der Hütte Wache, Ihr Geheul durchdrang den ganzen Berg; in kürzester Zeit mußte es Rudolfs beide Knechte hier herauflocken. So sah er sich verraten und gefangen und erhängte sich. Daher der Geisterzug.

Vor Jahren hat ein Bauer aus dem Tale den Geist herausgefordert. Er stand im Hargetwald unweit jenes früheren Sennhofes und hörte dem Branden der oberen Luft zu, das anschwellend in den Hochwald hineinfiel. Uebermütig riß er ein Büschel Bartsflechten vom nächsten Baum, hielt es ans Kinn und schrie in den Wald hinein: „Jez, Erlacher, chasch cho luege! Jez han i en Bart wie du!“ Da stand auf einmal ein großer Mann vor ihm, und der Bauer entlief. Als er heim kam, hatte er einen geschwollenen Kopf und mußte acht Tage das Bett hüten.

R. I/189.

136. Der Schwed in Oberhof.

Eine Abteilung Schweden kam auch nach Oberhof. Doch schon vorher hatten sich die Bewohner geflüchtet, in eine Höhle an der Burgfluh, wo sie die ganze Kriegszeit über Schutz fanden. In der Eile waren zwei Kinder zurückgeblieben. Diese wurden von den Schweden erstochen. Noch vor 50 Jahren soll man nachts ihr Wimmern gehört haben. In des Deißschneiders Haus fanden sie einen alten Mann und zwangen ihn, ihnen alle Vorräte in jedem Hause zu zeigen. Was sie fanden, trugen sie an einen Haufen zusammen. Als schließlich der Mann nichts mehr anzugeben wußte, gossen sie ihm Öl auf den Kopf und wollten ihn anzünden, sodaß er eines qual-

vollen Todes hätte sterben müssen. Doch da meinte einer der Soldaten: „Was wollen wir riechen, wie der Hund stinkt“, versetzte ihm einen Tritt und ließ ihn laufen. Alle Häuser von Oberhof wurden verbrannt, nur des Toniseppis Haus nicht. Dieses brannte nicht, trotzdem es die Schweden an allen vier Ecken angezündet hatten. Der Besitzer hatte nämlich gelobt, er werde eine Kapelle bauen, wenn sein Haus nicht verbrenne. Nach den Kriegsnöten wurde richtig die Kapelle an das Haus angebaut und der Gründer vergabte zu deren Unterhalt ein großes Stück Land im Grabmättli bei Oberhof. Die Kapelle steht heute noch.

Volksmund und I/379.

Ueken

137. Das Dorfungeheuer.

Ein reicher Bauer in Ueken hatte an seinen Grundstücken und deren Ertrag nicht genug, er stahl nachts seinen Nachbarn das Obst und marchte ihnen am Tag fast die Hälfte ihrer Bündten und Baumgärten weg. Deshalb findet er im Grabe keine Ruhe und muß nachts geistern, bis auf den heutigen Tag. Oft durchzieht er als Hund, Schaf oder Bock die Dorfgassen. Wenn er Hecken setzt, Hagstöcke frisch in den Boden schlägt, auf Bäume steigt und Obst in einen Korb pflückt, dann wissen die Leute, daß Regenwetter bevorsteht. Tagsüber hält er sich hinter dem Ofen des Nachbars auf. Nach dem Betzeitläuten macht er sich aber auf und wandert bis zum Rank ob Frick, wo er Vorübergehenden aufslauert und sie in die Irre führt. Doch kann ihn da ein jeder Tabakraucher verjagen; man braucht bloß Feuer aus der Pfeife zu blasen. Als schwarzer Zottelhund stellte er sich einst zwei Fremden entgegen. Als ihnen das Beten nichts helfen wollte, fingen sie an, alle Zeichen vom Himmel herabzufluchen. Jetzt ließ er sie unter der Bedingung weiter, daß sie ihn in ihrer Rocktasche hinter den Ofen nach Ueken zurücktrügen. Der eine von ihnen war so töricht, zuzusagen; dem preßte er den blutigen Schweiß aus und trieb ihn auf den Matten umher bis am Morgen

R. II/70.

138. Geistermauer auf der Egg.

Ueber die Egg, von Ueken nach Hornussen, führt ein Weg. Dort soll es nicht geheuer sein; denn schon oft haben Leute dort eine ganze Geisterschar erblickt. Einst kam ein Mann von Sulz hier hinauf. Mit einem Male schien er von einer schwarzen Mauer ringsum eingeschlossen. Er kam darüber so von Sinnen, daß er über den Hügel Murbis in wildestes Gestrüpp und Dornenwerk hineingeriet und sich beim Morgengrauen auf einem Strohdach fand, was ihm höchst unbegreiflich schien.

Ein alter Mann von Ueken, der nach Betzeit ebenfalls über die Egg heimwollte, wurde gleichfalls bald von jenen Geistern auf dem Felde umhergejagt und gequält. Als er im Morgengrauen sich endlich heimgefunden hatte, vermochte er seine Leute nicht einmal mehr zu grüßen, er wälzte sich auf dem Stubenboden bis zum Hühnergitter und biß ein hölzernes Stänglein entzwei. Die Seinen erschrakten, sie rissen ihm die Kleider alle vom Leibe und warfen sie unter die Dachrinne. Sowie er entkleidet war, konnte er wieder aufstehen und sprach: „Der Teufel hat mich furchtbar gewürgt; gebt mir nun schnell Brot zu essen!“

Ein anderer Fricktaler Bauer hatte sich von Hornussen nachts um zwei Uhr auf den Weg gemacht, um andern Tags bei Zeiten im Stifte zu Schönenwerth seine österliche Andacht zu verrichten. Sein nächster Weg führte ihn über die Egg. In dieser, ihm sonst wohlbekanntten Gegend verirrte er sich gänzlich, lief bis in die Gegend Weid, suchte da die Richtung nach Herznach einzuschlagen, kreuzte aber seinen vorigen Irrweg noch einmal und durch die Waldung Buhalde hinab sah er zu seiner Verwunderung sein Dorf wieder vor sich liegen. Nun war's bald Messezeit und nach Schönenwerth lange zu spät. So weit hatte ihn der höllische Feind herumgeritten.

R. I/173.

Herznach

139. Die Hexe von Herznach.

Vor Zeiten wird einmal eine Frau vor dem Richter des Ehebruches beschuldigt. Sie bestreitet jedoch die Anklage und wird

peinlich verhört, d. h. die Folter soll ihr den Mund öffnen. Die Stecke, die Stachelwalze und die glühende Zange martern ihren Körper fürchterlich; doch unter den furchtbarsten Qualen beharrt sie auf ihrer Aussage. Da treten drei Zeugen auf, die die Schuld bezeugen. Nun ist die Schuld des Weibes offenbar. Der Richter bricht den Stab über sie und verurteilt sie zum Strang. Unter dem Läuten der Sterbeglocke und unter dem Gaffen einer großen Volksmenge wird die Frau vom Henker auf die Leiter geführt. Wie nun das arme Weib glaubt, jetzt sei alles vorbei, da reißt der Strick, und sie gleitet zu Boden. „Jetzt seht ihr“, ruft der Richter, „sie ist eine Hexe, der Teufel hat ihr geholfen.“ Rasch wird ein Scheiterhaufen aufgeschichtet und das Weib als Hexe verbrannt. Wie ihr Jammer verstummt, und das Holz verflackert, da reitet der Richter erhobenen Hauptes und hochmütigen Blickes nach Hause. Doch plötzlich scheut sein Pferd und wirft den Reiter ab, und dieser bleibt im Bügel hängen. Das Pferd aber schleppt ihn weiter, bis er tot ist. Das war die Strafe für seinen ungerechten Richterspruch.

F. K. W.

Zeihen

140. Ortsname.

Wo s'Dörfli ordli groß gsi isch, hei si-n-em immer no kei Name gha. Do hei sie ame Gemeind gha inere große Schüre-n-inne und hei birote und birote, aber i keim het öppis rächts wölle z'Sinn cho. Do lauft emol der Tüfel verbi und ghörts. Do nimmt er e Hampfle Dräck vo der Stroß und haut-e-nes as Pfaischter a und rüeft: „Do heit er es Zeihe! Do hei si de Ort Zeihe tauft.

Volksmund.

141. Erlösung durch einen Liedvers.

Auf dem Rothenrain bei Zeihen traf ein Bauer des Nachts, sowie am frühen Morgen eine weißgekleidete Jungfrau an, die einen Blumenkranz im Haare trug und leise vor sich hin den Liedvers sang: „Wohl zu der Englein Schar!“ Der Bauer erzählte das dem Pfarrer zu Herznach und erhielt den Rat, sobald die Jungfrau wieder

komme und jenen Vers wiederhole, so soll er den zweiten Vers dazu singen „Und selig bei dir sein“. Das tat der Bauer das nächste Mal, und damit war die Jungfrau erlöst.

Birrer, R. I/259.

142. Erdweiblein in der Widderegghöhle.

Wenn man mit dem Zug aus dem Bözbergtunnel herauskommt, erblickt man rechts die Widderegg. Oben ein schöner Tannenwald und am Abhang gutgepflegte Rebberge. Das kleine Tälchen am Fuße des Hügels wird von einem lauschigen Wiesenbache durchflossen, der im Walde drinnen einen kleinen Wasserfall bildet, die Iberger-Waag geheißten. Oben am Waldrand der Widderegg liegt verborgen eine größere Höhle. Dort hausten die Erdweibchen. Noch heute sieht man darin muldenförmige Vertiefungen, die den Trümmern eines Backtroges und eines Tisches ähneln. Das alles sollen die Erdweiblein mit unbedingtem Gehorsam, wie es ihnen ihre Meisterin gebot, aus den Felsen herausgegraben haben, nachdem sie von den hartherzigen Menschen aufs Feld gejagt und mit dem Tode bedroht worden waren, sofern sie sich je wieder im Dorfe würden blicken lassen. Und doch war die Furcht der Effinger und Zeiber eine törichte; denn die Weiblein taten den Armen nur Gutes und niemandem etwas zu Leide. Jedem Holzhacker im Walde halfen sie, seine Reisswellen zusammenbinden; den Mädchen, die Erdbeeren suchten, pflückten sie ganze Körbe voll. Nach und nach wurde man ein wenig duldsamer gegen sie und verschloß nicht mehr jede Türe vor ihnen; aber immer noch war eine Scheu vorhanden, wenn man ihre dicken, kraushaarigen Köpfe betrachtete und das tierisch gestaltete Ohr. Es nahm die Leute vor allem wunder, warum sie ihre Füße immer unter ihren langgefalteten Röcken versteckt hielten. Um das zu erfahren, streute man Asche in die Wege neben den Weinbergen und bald darauf sah man dort nichts anderes als lauter Gänsefüße eingedrückt. Als nun aber die Erdweibchen merkten, daß man sie erkannt hatte, flüchteten sie sich in die Iberger-Waag hinauf, und als das Volk mit Prügeln und Heugabeln hinaufzog, um sie als Hexen zu vertreiben, verschwanden sie auch da. Nun sieht man sie nur noch an der heiligen Weihnacht; prozessionsweise kommen sie in schimmernden Gewändern von der Höhle nach jenem Wasserfall gegangen, jede mit einem kleinen Kinde auf dem Arme.

R. I/272.

143. Das blaue Männlein bei der Sägemühle.

Auf dem Weg, der vom Bahnhof Effingen zur Sägemühle herunterführt, erscheint zu gewissen Zeiten das blaue Männlein. Es trägt eine blaue Bluse (wie ein Waggis) und eine schwarze Zipfelmütze. In der Hand hält es einen knorrigen Stock, und am Rücken hängt eine schwere Hutte. Sobald man ihm näherkommt, verschwindet es im benachbarten Hag. Es kündigt Unwetter.

Volksmund.

Hornussen

144. Die fricktalischen Schildbürger.

Heute merkt man ihnen zwar nichts mehr an; aber früher galten die Hornusser als eine Art fricktalische Schildbürger. Es waren besonders ihre Nachbarn, die Zeiher, die mit boshafter Freude allerlei zu erzählen wußten. Die Hornusser blieben ihnen zwar, wie heute noch, auch nicht alles schuldig, wie wir später hören werden. Am bekanntesten sind die Streiche des Hornusser Ammanns. Es waren ursprünglich deren sieben. Es haben sich aber nicht mehr alle erhalten, sodaß der Erzähler nur noch zwei ausfindig machen konnte.

Auf einem Grundstück des Ammanns, hart an der Landstraße nach Frick, stand ein alter Birnbaum. Dieser streckte einen seiner Äste weit in die Straße hinein, und dieser wurde so mit der Zeit ein Verkehrshindernis. Bereits hatten mehrere Fuhrleute deswegen Klage geführt, und der Gemeindegewaltige konnte schließlich nicht anders, er mußte den Ast entfernen. Er tat dies auch mit äußerster Umsicht und Klugheit. Er nahm die Säge und setzte sich recht bequem auf den Ast hinaus und fing an, denselben am Stamme abzusägen. Auf einmal brach der Ast und der wohlbeleibte Ammann landete, zu seinem nicht geringen Erstaunen, unten auf der harten Landstraße.

Ein andermal wollte er aufs Feld, einen Acker zu eggen. Als Ammann hielt er es natürlich unter seiner Würde, zu Fuß neben seinem Pferde herzugehen, deshalb nahm er die Egge auf die Schultern und setzte sich gravitatisch auf seinen alten Gaul. Doch dem guten Tier bog sich der Rücken unter der Last, und es ging

gar gemacht und langsam. Das wurde unserm Bürgermeister zu dumm, er stieß ihm beide Absätze in die Weichen und rief: „Du lahmer Heß, wenn du erst noch die Egge tragen würdest!“

Der Geist des Gemeindeoberhauptes schien aber bald ansteckend zu werden und fand zahlreiche Nachahmer. So holte einer erst seine Brille zu Haus, um Pfundäpfel aufzulesen, ein anderer nahm, um Erdäpfel auszugraben, statt Karst und Haue seine frischgeschliffene Spaltaxt, und ein dritter bediente sich umgekehrt zum Holzspalten seines Karstes. Ein vierter wünschte endlich, sein Haus zu verkaufen, und er trug ständig einen Stein davon mit sich herum, um jedem Kauflustigen gleich ein Muster zeigen zu können. Auf sonderliche Art ist das Dorf auch zu seinem Namen gekommen:

Einmal regnete es einen ganzen Sommer lang ununterbrochen, und die Bauern konnten ihr Heu fast nicht einbringen. Die Hornusser fanden, es dürste jetzt genug sein und beratschlagten, wie sie zu Schönwetter gelangen könnten. Da fand sich ein Schalk ein. Der gab ihnen den Rat, sie möchten in die Apotheke nach Basel schicken und da Schönwetter kaufen. In einer so großen Stadt sei alles mögliche erhältlich ums Geld. Die Gemeinde schickte einen Abgeordneten in die Stadt und gab ihm einen Bagen mit. Dort sprach er: „Herr Apitegger, i hätt do gärn für e Bage Schönwetter für euji Gemein.“

Der Apotheker unterdrückte das Lachen, bot dem Besucher einen Stuhl, versprach, er wolle das Rezept sogleich fertig machen, und verließ die Stube. Nach einwiger Zeit kam er wieder herein und überreichte dem Manne eine alte Pillenschachtel mit dem Bescheid, sie ja nicht voreilig zu öffnen, da sonst das schöne Wetter andern zugut kommen könnte. Mit größtem Vergnügen wanderte hierauf der Bauer seiner Heimat zu. Unterwegs stach ihn die Neugierde immer mehr. Als es aber in der Schachtel immer ärger anfang zu summen und zu brummen, hielt er den Deckel mit Leibeskräften zu; denn, dachte er, wenn das Wetter vorzeitig herauskommt, dann hat der Teufel seine Schadenfreude an uns. Aber erfahren hätte er doch gerne, wie das Schönwetter aussähe, das man in einer so kleinen Schachtel drin herumtragen könne. Wie er bald in der Nähe des Dorfes war, setzte er sich nieder und rückte ein klein wenig am Deckel und — summ — summ! brummte eine Hornisse heraus und flog dem Dorfe zu. Mit der unbefangenen Miene von der Welt ging er hierauf heimzu, und als ihm alles mit der Frage entgegen gelaufen kam, wo er das Schönwetter habe, ant-

wortete er: „Ei, es ist ja gerade ins Dorf hineingeflogen!“ Und von diesem Histröckchen an wird die Ortschaft Hornussen genannt.

Die boshafsten Zeiher wissen zwar noch eine andere Entstehungsgeschichte zu erzählen: Anfänglich war das Dorf, wie viele andere, noch nicht getauft. Da führte einmal ein Bauer seine Kuh zur Tränke. Diese wollte aber nicht saufen, sondern nahm Reißaus und rannte Bözen zu. Der Bauer folgte ihr keuchend, bis ihm ein Fremder entgegenkam. Da das Tier den Strick verloren hatte, rief er diesem zu: „Heb si, heb sie am Horn usse!“ Daher soll der Dorfname kommen.

Volksmund und Bircher.

145. Hornusser Hausgeist.

In Hornussen war ein reicher Bauer gestorben, dem die Leute schon zu Lebzeiten allerlei Böses nachsagten. Schon drei Tage nach der Beerdigung fand man im Stalle alles Vieh, bis auf eine schwarze Ziege, erwürgt vor. Als sich dieses Unglück wiederholte, suchte man Rat beim Ortsgeistlichen. Dieser suchte dem Uebel abzuhelpfen, konnte jedoch nicht herausbringen, wo der Verstorbene jetzt seinen Sitz im Hause aufgeschlagen habe. Eines Abends kam zufällig eine Schar Heimatloser auf den Hof und begehrte Obdach für die Nacht. Man brachte sie in der Scheune unter. Da hatten sie aber eine üble Ruh; die ganze Nacht wurden sie durch Poltern und Krachen erschreckt, und am Morgen konnte keines seine Kleider wieder finden. Erst als man das Tor geöffnet hatte, um mehr Helle herein zu lassen, und einer an die First hinaufblickte, sah man alles Gepäck droben unterm Dache durcheinander hängen. Jetzt wußte der Pfarrer, wo der Hund begraben lag, und kletterte gleich unter die Dachbalken bis zu Stich und Trem hinan. „Gugg gugg! Wotscht mi? Gäll de häsch mi no-n-it!“ so rief ihm der Kobold spottend unter jedem Dachziegel entgegen. Allein der Beschwörer ließ sich nicht beirren und stand nun am Walbloch, beim Seilrädchen, an dem man die Garben in die Scheune hineinzieht. „Du hast auch schon einmal eine Rübe gestohlen, Herr Pfarrer“, krächte der Geist. „Ja“, antwortete dieser, „weil mich hungerte, aber dafür habe ich einen Kreuzer ins Loch gelegt und dann Reue gemacht. Hättest du das Deine auch bereut —“ „Du hast ja auch schon einmal eine Geißel gestohlen!“ schmähte es fort. „Gestohlen nicht“, antwortete jener, „sondern nur die Peitsche aufgenommen,

um damit zu knallen, und dann Reue gemacht. Hättest du das Deine auch bereut —“ Es half nichts, der Geist mußte in die vorgehaltene Flasche und ward darin im Walde vergraben.

R. II/142.

146. Der Hungerbrunnen.

Auf dem Hornasserfeld, genannt Unter der Mühle, befindet sich eine Quelle, die im Volk der Hungerbrunnen genannt wird. Seit Menschengedenken ist sie nie gelaufen als nur in Kriegs- und Teuerungsjahren 1787, 1815, 1830, 1845. Auch im Frühjahr 1848 wollte sie wieder anfangen zu sprudeln.

R. I/40.

147. Erdmännlein in der Stiftshalde.

Stiftshalde heißt jene Staatswaldung, welche sich ob den Weinbergen von Hornussen hinzieht. Dort wußte man vor Jahren noch das Erdmännloch, eine Höhle, worin die Zwerge übernachteten; denn ihren Tag brachten sie in Hornussen zu und waren in allen Häusern des Dorfes bekannt. Dem Feldarbeiter kam ihre Hilfe gerade so zustatten, wie ihre Anstellung in Küche und Wirtschaft der Hausfrau erwünscht war. Man hielt sie deshalb den Nächsten der Familie ganz gleich; und wenn sie schon mit den Kindern tüchtig zu Mittag gegessen hatten, so bekamen sie doch noch ein bißchen von den eingeschlagenen Eiern oder den Eierkuchen, den sich die Mutter hinterher kochte, wenn sie an gar zu schweren Arbeitstagen sich selber etwas Gutes wünschen wollte.

Da hatte sich nun zu jener Zeit der reiche Müller eine neue Mühle gebaut, und es war ihm sehr daran gelegen, diese Männchen als einen Hausseggen in sein Quartier hinüberzuziehen. An dem Tage also, den er zu seiner Auffahrt in die Mühle bestimmt hatte, mußten alle Räder klappern, mußte das frische Feuer im Herde prasseln und der schneeweiße Schlot sich in Dampf hüllen; und Kuchen hatte er backen lassen, deren Geruch so süß durch die Gasse hinaufzog, daß sogar die Männlein lüftern darnach wurden, die sich bekanntlich auf dergleichen am besten verstehen. Sie nahmen also des Müllers Einladung an. Lange blaue Zipfelmützen am Kopfe und im langen Röcken, die ganz über die Füße herabreicheten, kamen sie zur Stubentüre herein und blieben da zusammen sitzsam stehen.

Aber gerade um das Aussehen dieser verhüllten Füße war es jetzt dem neugierigen Müller zu tun. Deswegen hatte er heute schon, vor ihrem Erscheinen, von der Türe an bis zum großen, runden Schiefertische Mehl und Kleie über den Boden streuen lassen. Da waren Kraut- und Rahmwähen, Speck- und Zimpärtlikuchen (aus Zypernpflaumen) aufgetragen, von einer Größe, daß sich keine Platte dazu fand, lauter besondere Lieblings Speisen des kleinen Volkens. Der Müller hieß sie also frisch hersetzen; sie folgten, und nun hatte der Schlaukopf, was er gewollt hatte. Aber während er so ihre Fußtapfen betrachtete und lauter Platsch- und Gänsefüße sah, hielt er nicht länger an sich, sondern brach darüber in ein lautes, rohes Gelächter aus. Sogleich verließen die geschämigen Männlein Stube und Haus; seit jener Zeit haben sie auch das Dorf nicht wieder betreten. Bald wurde der Müller zahlungsunfähig, und da sein großes Gut kein anderer mit Vortheil kaufen oder behalten konnte, kam es endlich an das Kloster Säckingen am Rhein, drüben im Schwarzwalde.

Die Höhle aber, wo die Erdmännlein gehaust haben, ist heute nicht mehr zu finden, nur das weiß man noch, daß sie im Innern des Berges an einen unterirdischen See führt, über den noch kein Mensch lebend gefahren ist.

R. I/276.

148. Der Rainhaldenjoggeli am goldenen Geisweg.

Oberhalb der Rebberge von Hornussen ist auf der Höhe des Weges ein Platz, in der Hand geheißten. Da verführt der gespenstige Rainhaldenjoggeli, welcher an der Rainhalde haust, sein unverständliches Geschrei. Weiter gegen den Berg hinauf hat man schon in alter Zeit ein Kreuz errichtet, um den Geist unschädlich zu machen, und eben deswegen sind auch im tiefer liegenden Finsterhölzli in manche Buchenstämme die Buchstaben J H S (Jesus) eingeschnitten. Selten sieht man ihn in menschlicher Gestalt, öfter aber kommt er als kreischender, großer Vogel, der zwischen dem dichten Laubholze schwerfällig sich die Flügel zerschlägt. Man beklagt sich dort auch über einen giftigen Wind, der den Atem stockt und die Glieder lähmt. Dort herum gilt als Lokalname der Goldene Geisweg, auf dem eine goldene Geis zum Goldnen Geisbrunnen geht.

Zwei Zimmergesellen, welche nach Feierabend vom jenseits gelegenen Dorfe Ittenthal ihr Werkgeschirr über diesen Bergweg

nach Hornussen heimtrugen, hörten aus dem Walde her den Jagdschrei: Hudada! und fingen an, den Ruf nachzuspotten. Da ließ sich ein grüner Mann in den Gebüsch sehen, dessen Federbusch weit über die Zweige hinausragte, eine ganze Schar Hunde rannte zugleich daher und schien Lust zu haben, sich den Zimmerleuten geradenwegs in die Hütte zu setzen, worin sie ihr Werkzeug schleppeten. Keuchend unter ihrer Last entsprangen sie bis zum Kreuze; hier aber verließ sie der Verfolger; denn weiter kann er nicht.

R. I/292.

148. **Die drei Thüeh am gliche Stoß.**
(Schüleraufsatz)

Es si emol imene Stall inne drei Thüe amene gliche Stoß abunde gsi. Wo d'Lüt einisch in Stall cho si, hei si g'seh, daß do drei Thüeh amene gliche Stoß abunde si. Do hei sie ame Pater wölle rüefe, do isch de aber nid deheime gsi. Jetzt hei die Lüt aso hätte, nachher si sie wieder in Stall, aber die drei Thüeh si immer no am gliche Stoß abunde gsie. Under der Zit isch der Pater hei cho. Do si sie ihm nomol go rüefe. Wo sie mit em in Stall cho si, isch en Geischt dört gsi und het die viert Thue au no a glich Stoß a wölle binde. Die vier Thüe hets fascht verwörgt. Do het de Pater aso hätte und het de Geist uf d'Egg verbannt. Die vier Thüeh si nachher wieder vonenand cho und de Geischt het me sit dört nie meh gseh.

M. S. H.

149. **De Thnöpflmacher.**
(Schüleraufsatz)

3'Hornusse isch amene Ort emol es großes Burehus gstande. Do isch de Thnöpflmacher cho und het gfroget, ob er chönn do übernachte. De Bur het jo gseit. Do isch de Thnöpflmacher is Zimmer gange und het zum Fenster us gluegt. Do het öpper gseit: Do a gohts, do a gohts! De Thnöpflmacher het gfrogt: Wo a gohts? Do hets wieder grüeft: Do a gohts! Do isch ers im Bur go säge. De Bur het gseit: Das isch e Geischt, de chunnt all Obe. De Thnöpflmacher het gseit: Das darf nid si. Er isch i d'Chille go bäte. De ander Obe hets wieder grüeft: Do a gohts! De Thnöpflmacher het erwidere: Steck e Stücke, wos a goht. De Geischt het em d'Hand

wölle ge, er tüeg de Stücke stecke. Der Chnöpflimacher het em aber d'Hand nid ge, er het em e Stücke gschtreckt und de Stücke isch verbrannt. Do do a het me vom Geist nüt meh gehört.

H. M. H.

150. **Ein Geist auf der Egg.**
(Schüleraufsatz)

Dor vielen Jahren lebte auf der Egg zwischen Hornussen und Herznach ein Geist. In frühern Jahren hatte man noch keine Delos und Autos. Die Leute mußten daher zu Fuß nach Aarau reisen. Manchmal kamen sie dann spät nach Hause. So kam auch mein Großvater einmal erst am Morgen heim. Da fragte ihn die Großmutter, warum er erst jetzt heim käme. Der Großvater erwiderte: Als es zwölf Uhr schlug, war ich schon auf der Egg. Nun erschien mir ein Geist. Da wollte ich flüchten; aber ich trat in seine Fußstapfen. Der Geist verließ mich nicht, und ich fand den Heimweg nicht mehr, bis am Morgen die Betzeitglocke läutete. Jetzt verließ mich der Egg-Geist und ich langte schweißtriefend in wenigen Minuten hier wieder an.

A. S. H.

151. **Eine Hexensabbatfeier.**
(Schüleraufsatz)

In früherer Zeit ging einmal ein Mann von Frick aus über den Summel nach Hornussen. Es war stockfinstere Nacht. Da erblickte er in der Ferne eine Helle. Er ging ihr nach und gelangte zu einer großen Wiese, welche mit gekreuzten Stäben umgeben war. Da sah er viele Leute, auch solche, welche er kannte und als Hexen bekannt waren. Sie tanzten und trieben allerlei geheimnisvolle Künste. Da fiel ihm ein, daß es Samstagnacht sei und daß nach bekannten Zeichen in dieser Nacht der Hexensabbat gefeiert werde. Er schaute lange zu und bemerkte unter anderem auch viele Besen beieinander. Punkt 1 Uhr rieben die Hexen ihre Besen und setzten sich darauf wie die Kinder, wenn sie auf einem Steckenpferd reiten. Dann vernahm der Mann ein geheimnisvolles Rauschen durch die Luft. Die Hexen begaben sich nach dem Dorfe und stiegen durch die Kamine in die Häuser. Die Leute aber schliefen und merkten nichts davon. Der Mann aber erzählte ihnen am Morgen sein Erlebnis.

A. S. H.

152. Geist in der Dollenweid.

(Schüleraufsatz)

Ein Mann gesetzten Alters hatte in Nachbargemeinden Geschäfte besorgt und war auf dem Heimweg. Sei es, daß er zu viel eingekehrt oder sonst unpäßlich war, er konnte das Heimatdorf einfach nicht mehr finden. Bei der sog. Dollenweid auf einer Brücke stand ein Mann. In seinem Duseh hieß der Irrende jenen mitkommen. Gesagt, getan; der Eingeladene ging stillschweigend hinterher, sprach aber kein Wort und man hörte keine Schritte. Daheim betrat der Mann sein Haus, und vom andern bemerkte er nichts mehr. In der Nacht zwischen 12 und 1 Uhr ging aber ein Spektakel los; Türen wurden zugeschlagen, die Bettdecken ab den Betten genommen, eine volle Stunde nichts als Lärm im ganzen Hause. So ging es etliche Wochen. In ihrer Not wandten sich die Hausbewohner an den Ortsgeistlichen, und dieser verbannte den Geist — denn um einen solchen handelte es sich — aus dem Hause in den Wald gegen Zeihen. Alle 10 Jahre darf nun derselbe einen Schritt gegen das Dorf tun.

T. B. H.

153. Der Schwedenritter.

(Schüleraufsatz)

Es war während des 30-jährigen Krieges, als die Schweden das Fricktal heimsuchten. Sie nahmen aus den Kirchen in der ganzen Umgebung alle Glocken und gossen Kanonen davon. Zur gleichen Zeit entführte einer der Reiter ein Mädchen und schleppte es bis zum Kreuz hinunter. Dort tötete er es und sprengte davon. Zur Strafe dafür muß er jede Nacht um zwölf Uhr über das Feld beim Kreuz drunten reiten. Zur Sühne für ihn ließen die Leute ein Kreuz dorthin stellen.

G. U.

154. Schwede i de Rüttschbahn obe.

(Schüleraufsatz)

Früeher hets i de Rüttschi obe Schwede gha. Die sind voll Lüs und Wäntele ghanget. Die Schwede sind de Lüte go s'Gmües stehle und wennis enes nit gäh händ, so händs ene alles kaputt gmacht. Derzue händ sie no Lüs, Wäntele und Ungsüfer is Dorf brocht. Of

de Steine sind sie ghoctet und händ gfunge und enand Lüs und Wäntele abglese. Sider hets i de Rüttschi obe e Hufe Lüs, Wäntele und Ungsüfer. Drum seit me i de Wäntelebahn obe. Es gruset eim, i d'Wäntelebahn ue z'goh.

M. H. H.

155. Kriegsepisode.
(Schüleraufsatz)

Anfangs des 17. Jahrhunderts lebten in dem zu Vorder-Oesterreich gehörenden Dorfe zwei Brüder Märke. Der eine war Küfer, während der andere das Land bebaute. Da brach ein Krieg mit Frankreich aus. Oesterreich brauchte Leute. Die beiden Märke mußten losen, und Ferdi, der Landwirt, wurde frei; Hans, der andere Bruder, verspielte und wurde Soldat. Nach langem Hin und Her vertauschten sie die Rollen und Ferdi rückte für Hans ein, weil Hans als Küfer viel Geld verdiente und zudem viel schwächer war als der andere. Ferdi wurde nun Soldat und bei den gefürchteten schwarzen Husaren des Prinzen Eugen eingeteilt. Unter jenem sehr tüchtigen Führer hatte Ferdi Gelegenheit, seine Kraft an den Türken zu zeigen. Er brachte es sogar bis zum Rittmeister. Als solcher wurde er von den Franzosen einmal gefangen genommen und sollte nun seine Reitkünste zeigen. Sein Pferd wurde weggenommen und 3 Reihen Leiterwagen rings um den Platz gestellt. Die Franzosen gaben Ferdi eins von ihren Pferden. Aber ach, mit diesem konnte oder wollte er nichts machen. Schließlich gaben sie ihm sein eigenes Pferd wieder zurück. Jetzt zeigte er ihnen seine tollsten Stücke. Zuletzt klopfte er dem Roß auf den Hals und wupp, war er fort. Die Flintenschüsse, die ihm die Franzosen nachschickten, trafen nicht, und er winkte aus weiter Ferne Ade. Groß war die Freude, als Ferdi wieder bei den seinen war.

E. B. H.

156. Der Großvater und der Markstein.
(Schüleraufsatz)

Es lebten einmal ein Großvater und ein Enkel beisammen. Einmal mußte der Enkel das Vieh auf der Breite hüten. Der Großvater war bereits gestorben. Da sah der Knabe plötzlich einen Geist. Der Knabe fragte den Geist: „Was willst du da?“ Der Geist

antwortete: Gehe heim und sage dem Vater, er solle eine Hacke bringen. Als der Knabe heimkam, erzählte er dem Vater, was geschehen war. Der Vater nahm die Hacke und begab sich auf den Weg zur Breite. Dort angekommen, gab er sie dem Geist. Als dieser die Hacke wieder zurückgab, waren sämtliche Finger in den Stiel eingebraunt. Der vom Großvater seinerzeit versetzte Markstein aber stand wieder am richtigen Platze.

M. H. H.

157. Warum die Einwohner von Hornussen nach Todtmoos wallfahren.

(Schüleraufsatz)

Vor mehr als hundert Jahren herrschte in unserer Gegend eine Viehseuche. In ihrem großen Gottvertrauen flehten die damaligen Einwohner die Mutter Gottes von Todtmoos um Hilfe an. Sie machten das Gelöbniß, jedes Jahr am Montag vor Pfingsten zu Fuß nach Maria Todtmoos zu wallfahrten. Das Gelöbniß haben sie gehalten, und Maria von Todtmoos hat sie erhört und erhört sie noch heute.

Ch. H. H.